

Petrus Canisius und die Politik

Siegfried Hofmann

Unbestritten ist, daß Petrus Canisius eine herausragende kirchenpolitische Rolle gespielt hatte. Diese seine Leistung wird in der wissenschaftlichen und populärwissenschaftlichen Literatur immer wieder angesprochen, eine umfassende und differenzierte Darstellung steht jedoch aus und kann auch hier nicht geleistet werden. Es wurde deshalb aus gutem Grund diesem Beitrag nicht der Titel „Canisius als Politiker“ gegeben, sondern der weit zurückhaltendere „Canisius und die Politik“. Was zunächst als Zurückweichen vor einem großen Thema aussieht, eröffnet einen tieferen Zugang zum Verständnis des politischen Engagements des Heiligen, indem es den Spannungsbogen zwischen persönlicher Voraussetzung, personalem Verantwortungsgefühl und dem Sichstellen einer gesehenen und in Verantwortung und Gehorsam angenommenen Herausforderung deutlich machen möchte. Unter diesem Aspekt eröffnet sich ein Einblick in die Eigenart seines politischen Handelns, das sich herkömmlichen Maßstäben entzieht, weil es in der Person dieses homo religiosus, Ordensmanns und weltläufigen Gebildeten gründet, der Politik nicht aus Neigung, sondern aus Verantwortungsgefühl und Gehorsam betrieb.

Canisius verstand sich mit Sicherheit nicht als Politiker, auch nicht als Kirchenpolitiker. Er wußte sich vielmehr als Christ und Jesuit gefordert. Ihm ging es in seiner politischen Mission um die Rettung der Kirche vor allem in Deutschland, wobei ihm die Kirche nicht vordergründig Selbstzweck war, sondern die Kirche Jesu Christi, auf sein geradezu mystisches Kirchenverständnis sei verwiesen.¹ Dieses sein Wirken hatte drei Stoßrichtungen:

- das Einbringen der Kirche als mitgestaltende Ordnungsmacht in Reich, Fürstentümern, Städten usf., die Wahrnehmung kirchlicher Interessen, die Präsenz der Kirche in Deutschland überhaupt, um dieser Kirche willen die Mitwirkung am politischen Geschehen, sei es bei Reichstagen, an Fürstenhöfen, in Städten usf.,

¹ Zum Kirchenverständnis des Petrus Canisius vgl. Diez Karlheinz, Christus und seine Kirche. Zum Kirchenverständnis des Petrus Canisius, Paderborn 1987.

- die Abwehr von Häresien, vor allem die Verteidigung gegenüber den Vertretern der Reformation,
- die Erneuerung der Kirche von oben und innen: über die Fürsten, Bischöfe, aber auch von der Basis her, den Gläubigen und einem in seiner Sicht korrupten Klerus.

Mit herkömmlichen pastoralen Maßnahmen war dieser „versinkenden“ Kirche nicht mehr zu helfen. Die Rettung der Kirche war gewiß eine Aufgabe der Weckung und Förderung von Frömmigkeit und Kirchenbewußtsein im gläubigen Volk. Sie mußte aber in diesem Ringen um die Zukunft der Kirche auch ein umfassendes kirchenpolitisches Programm sein, das es zumindest auch mit Mitteln der Politik zu realisieren galt.

Alles, was man üblicherweise dem Bereich des politischen Handelns zuordnet, gilt bei ihm nicht im vordergründigen Sinn.² Das Feld der Politik ist bei ihm inhaltlich nur schwer gegen sein sonstiges öffentliches Handeln abzugrenzen. Es umfaßte nahezu alles, was eine öffentliche Dimension hatte: sein Wirken als theologischer Berater des Königs und ihm nahestehender Fürsten wie des Augsburger Bischofs Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, des Ermländer Bischofs und späteren Kardinals Hosius und als unmittelbarer Gesprächspartner oder Vortragender bei Religionsgesprächen und dem Konzil. Seinen politischen Einfluß nur im Blick auf große Anlässe wie Reichstage und Konzil zu sehen, würde aber seiner tatsächlichen Bedeutung keineswegs gerecht. Weit folgenreichtiger war sein kontinuierliches Wirken als Berater etwa des Königs und der Bischöfe für die Bewußtseinsbildung und damit den Gewinn einer nicht aufgebaren Linie, seine Verkündigung in der Predigt in Begleitung von Reichsversammlungen und an Brennpunkten kirchenpolitischen Geschehens, der Aufbau der Oberdeutschen Provinz, deren erster Provinzial er wurde, seine Bildungspolitik mit der Gründung von Gymnasien und dem Engagement für Universitäten und anderes mehr. Nicht in der Lage, diese und andere Tätigkeitsfelder im öffentlichen Wirken des Petrus Canisius im Rahmen dieses Beitrags nachzeichnen zu können, sei hier versucht, dieses sein politisches Handeln vom Wesen seiner Person, seinen Fähigkeiten, auch den in seiner Persönlichkeitsstruktur begründeten Hemmnissen, seinem Werdegang und seinem schließlich im Laufe seines Ordenslebens gewonnenen Selbstverständnis wenigstens etwas zu verstehen.

2 Vgl. Lortz Joseph, Die Reformation in Deutschland II, Freiburg 1948, 145.

Verhaltensregeln für politisches Handeln

Auch als Kirchenpolitiker wußte sich Canisius in pastoraler Verantwortung. Weltläufigkeit im Elternhaus, sein früher Bildungsgang, seine Klugheit und nicht zuletzt seine Treue gegenüber dem Denken und den Anweisungen des hl. Ignatius prägten seinen politischen Stil. Gewiß: Die Deutschen schienen dem gebildeten Niederländer zunächst, vielleicht sogar zeitlebens größtenteils unbärdig, freiheitsbedacht und im Schnitt wenig gebildet, über das Niveau an Universitäten wie Ingolstadt und Wien war er entsetzt,³ dennoch fühlte er sich als Deutscher.⁴ Seine Erfahrungen im Umgang mit den Deutschen gerade auch auf politischem Parkett faßte er als Provinzial in seiner für die 2. Generalkongregation 1565 eingebrachten Denkschrift über den Umgang mit den Deutschen zusammen, die als Hilfestellung für die dort eingesetzten Mitbrüder gedacht war. Die Ordensoberen in Deutschland sollten

- im Umgang mit den Deutschen, besonders mit den führenden Männern die erforderliche Gewandtheit besitzen und auch bei ihren Untergebenen auf diese achten. Dies bedeutete Weltläufigkeit im Auftreten, einen Sinn für Fragen des Protokolls an Fürstenhöfen und anderes mehr.
- im Gespräch weder sarkastisch noch überheblich sein, sondern sich von Liebe und Wohlwollen zu den Deutschen leiten lassen. Diese Forderung steht in Spannung zu seinen Aussagen über den beklagenswerten Zustand in diesem Land gerade auch im Blick auf die weltlichen und geistlichen Fürsten.
- im Umgang mit den Deutschen, besonders mit den Fürsten in Gedanken und Worten offen sein. Diplomatie darf also nicht auf Kosten der Wahrhaftigkeit gehen.
- gegenüber den Neugläubigen keinen Unwillen zeigen und diese weder öffentlich noch im privaten Gespräch namentlich angreifen. Diese von Canisius auch an anderer Stelle wiederholt erhobene Forderung scheint auf den ersten Blick im Widerspruch zu der Überzeugung zu stehen, daß gerade in der Kirchenspaltung und den Häresien der Satan am Werke ist. Canisius wird sich fragen lassen müssen, inwieweit er selbst in seinen Briefen dieser Forderung gerecht wurde.

³ Siehe unten.

⁴ Über die Deutschen in der Sicht des Petrus Canisius: Schäfer Walter, Petrus Canisius. Kampf eines Jesuiten um die Reform der katholischen Kirche Deutschlands, Göttingen 1931, 21–23.
– Petrus Canisius. Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Burkhart Schneider, Salzburg 1959, 12 f.

- die Deutschen durch *Höflichkeit und Bescheidenheit, die unsere Patres auszeichnen sollten*, für den Orden gewinnen.
- sich, soweit als nur möglich, den Deutschen und ihrer Eigenart angleichen. Dies war gerade angesichts der Internationalität des Ordens wichtig.
- geistlichen und weltlichen Fürsten und den maßgebenden Männern besondere Hochachtung bezeugen, nur durch deren Unterstützung sei es möglich, das allgemeine Wohl zu fördern und Ansehen zu gewinnen.
- sich gewissenhaft davor hüten, kirchlichen Stellen oder Ordensleuten einen Anlaß zur Abneigung und zum Verdacht zu geben, als ob sie den Sittenrichter spielen und ihre Fehler ausspähen wollten. Daher dürften auch die Oberen nicht dulden, daß die Patres in den Kollegien oder sonstwo irgendetwas über Mißstände im hohen oder niederen Klerus reden und solche Nachrichten verbreiten. Vielmehr solle man dessen Ansehen und Ehre, soweit als nur möglich, zu schützen und zu verteidigen suchen, damit man in den Patres aufrichtige Freunde und nicht eifernde Reformer sehen möge.
- alles vermeiden, was bei diesen hohen Herren – die Rede ist von Fürsten und Stadtmagistraten – Abneigung und Mißstimmung erregen könnte, ja alles das betreiben, was zur Erhaltung und Förderung des Wohlwollens beitrage.⁵

Und wenn Canisius als Beispiele die Beschaffung guter Prediger, bedeutender Theologieprofessoren, tüchtiger Schriftsteller, erfahrener Lehrer, eifriger Beichtväter, beim Volk beliebter Priester nennt – auf all diesen Gebieten war er selbst tätig –, darf man doch nicht aus dem Auge verlieren, daß dies alles nicht auf innerkirchliches Wirken beschränkt war, sondern stets auch eine kirchenpolitische Dimension hatte.

Der Vergleich dieser Verhaltensregeln mit der Unterweisung des Ignatius vom 24. September 1549 an die nach Deutschland entsandten Jesuiten, die Johannes Polanco im Auftrag des Ignatius Petrus Canisius zum Beginn seiner Mission in Deutschland mitgab⁶ – am 13. November 1549 zog dieser dann mit Alfons Salmeron und Claudius Jajus in Ingolstadt ein –, zeigt, wie weitgehend sich Canisius in seiner Denkschrift an Ignatius hielt, etwa daß sich die Jesuiten liebenswürdig geben sollten, indem sie durch Demut und Liebe allen alles würden, sich den Sitten jenes Volkes gleichförmig machen sollten, denen, die

5 Schneider, Briefe, 192–195 (Nr. 52), hier 194 f.

6 Ignatius von Loyola. Briefe und Unterweisungen, übersetzt von P. Knauer (Deutsche Werkausgabe I), Würzburg 1993, 293–301 (Nr. 872a). – Über die Rolle P. J. Polancos als Sekretär des Ignatius: Ebenda, XXVI f.

Gesamtverantwortung trügen, durch die Bande des Wohlwollens verbunden sein und sich die Häupter der Gegner zu Freunden machen sollten, klug und angemessen vorzugehen und zum Gehorsam gegenüber der Autorität des Apostolischen Stuhles zu führen hätten, ohne durch unvorsichtige Verteidigung als „Papisten“ weniger Glauben zu finden usf. Dennoch ist der Stellenwert der von Canisius vorgeschlagenen Verhaltensregeln ein anderer. Zwischen 1549 und 1565 lagen die von Canisius Jahr für Jahr vorgenommenen Analysen der jeweiligen Situation, die gemachten Erfahrungen, die in seinen bitteren Klagen über die deutsche Kirche generell, über weltliche und geistliche Fürsten, Klerus und Laien speziell unmißverständlichen Niederschlag gefunden hatten. Diese Erfahrungen konnten ihn nicht abhalten, sich dem von Ignatius bestimmten Stil für den Umgang mit Deutschen, vor allem den weltlichen und geistlichen Fürsten, den Repräsentanten der Städte, den Katholiken und „Neugläubigen“ verpflichtet zu wissen, wie seine Denkschrift zeigt. Dennoch erklären diese Verhaltensregeln, die Ignatius und Canisius aufgestellt hatten, noch lange nicht das politische Profil des Petrus Canisius. Wir haben vielmehr dem alle in Deutschland tätigen Jesuiten Verbindenden ebenso nachzufragen wie auch dem, was das politische Wirken des Petrus Canisius im besonderen charakterisiert und ausgezeichnet hatte.

Die Analyse

Am Beginn aller politischen Überlegungen stand für Petrus Canisius die Analyse der jeweiligen Situation. Diese Analysen fanden ihren Niederschlag in seinen Berichten an die Ordensleitung. Sie haben etwas Unbestechlich-Gnadenloses an sich, legen ohne Rücksicht auf Betroffene bloß, die Schärfe seines Urteils überrascht ebenso wie die emotionale Betroffenheit. Diese Berichte stehen in eigentümlichem Kontrast zu den offiziellen Schreiben, die er an den König, an Fürsten und Bischöfe sowie an hohe Beamte gerichtet hatte, stehen zuweilen auch in einer unübersehbaren Spannung zu persönlichen Briefen an Freunde, vor allem Angehörige seines Ordens.

Man fragt sich, ob Canisius diese Analysen der allgemeinen Lage, der jeweiligen politischen Situation oder auch der Verhältnisse vor Ort vorgenommen hätte, wäre er nicht durch die Anweisungen des Ignatius dazu verpflichtet gewesen. P. Johannes Polanco hatte am 27. Juli 1547 an die Mitglieder der Gesellschaft Jesu Regeln für die an die Ordensleitung zu erstattenden Berichte ver-

sandt.⁷ Diese sollten auf der Basis ständiger Reflexion über die jeweiligen Erfolge und Mißerfolge informieren, speziell darüber, was der Berichterstatter selbst von dem ganzen Fortgang seines Werkes halte. Jeden Tag oder wenigstens an einigen Tagen in der Woche solle jeder wie von einem hohen Platz aus sein ganzes Werk anschauen, wie es vorangehe, wie Land gewonnen oder verloren werde. Die schriftliche Fixierung zwingt zur Präzision; *denn was man schreibt, muß man sich viel mehr anschauen, als was man sagt* (Ignatius an Peter Faber am 10. Dezember 1542⁸). Zwei Arten von Berichten hatte Ignatius vorgesehen: Haupt- und Beibriefe, nur in letzteren dürfe man aus der Überfülle seines Herzens schreiben. In den Hauptbriefen sei das Lob der Dinge und der beteiligten Personen maßvoll, im Tadeln sei die Mäßigung noch größer. In den Hauptbriefen stehe nur das, was man vorzeigen könne. Wenn es sich um Dinge handle, die einen Fürsten oder Prälaten betreffen, schreibe man dies in den Beibriefen, aber auch dort sei die von Leidenschaft entblößte Wahrheit verbindlich. Angesichts dieser Anforderungen gewinnen einerseits die von Canisius an Rom eingesandten Berichte an Gewicht, andererseits läßt sich an Hand der oft bitteren Urteile das Ausmaß seiner Betroffenheit abschätzen.

Ignatius hatte 1549 bei der Entsendung von Jesuiten nach Ingolstadt, den Sitz der bayerischen Landesuniversität, nicht zuletzt angesichts der Berufung durch den bayerischen Herzog und des Einsatzes seines Kanzlers Leonhard Eck und seines Rates Wiguleus Hundt, eines ehemaligen Ingolstädter Professors, dieser bayerischen Stadt eine Schlüsselrolle keineswegs nur für Bayern, sondern für die deutsche Kirche überhaupt zugeordnet.⁹ Ingolstadt war gleichsam eine vorgeschobene Bastion. Drei Ziele nannte in seinem Auftrag P. Johannes de Polanco in der Instruktion vom 24. September 1549: die bayerische Landesuniversität, die durch den Tod Dr. Johannes Ecks in eine schwierige Situation geraten war, aus ihrer Bedrängnis zu führen, *Deutschland in dem zu helfen, was die Richtigkeit des Glaubens gegenüber der Kirche und schließlich die solide und gesunde Lehre betrifft, und die Dinge der Gesellschaft (Jesu) zu fördern, in dem vor allem dafür gesorgt wird, daß in Ingolstadt und an anderen Orten Kollegien der Gesellschaft zum gemeinsamen Wohl und zu Gottes Ehre errichtet werden.*¹⁰ Erstaunlich schnell war in Ingolstadt die anfängliche Zuver-

7 Ignatius, Briefe und Unterweisungen, 166–174 (Nr. 180).

8 Ignatius, Briefe und Unterweisungen, 82–85, hier 83 (Nr. 58).

9 Die Jesuiten in Ingolstadt 1549–1773 (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung im Stadtmuseum Ingolstadt, Ingolstadt 1991, 32–34. – Vgl. hierzu generell: Buxbaum E. M., Petrus Canisius und die kirchliche Erneuerung des Herzogtums Bayern 1549–1556, Rom 1973.

10 Ignatius, Briefe und Unterweisungen, 294 (Nr. 872a).

sicht einer tiefen Enttäuschung gewichen. Am 24. März 1550 berichtete Canisius – man erinnere sich hierbei an die von Polanco im Namen des hl. Ignatius übermittelten Richtlinien für derartige Berichte – an eben diesen P. Polanco: *Allgemein gesprochen möchte ich sagen, daß man unter den heutigen Deutschen vergebens nach praktischem Interesse an der Religion sucht. Der Gottesdienst der Katholiken ist so ziemlich auf das Halten einer ohne alle Begeisterung vorgetragenen Predigt an Festtagen beschränkt. Was vom Fasten in der Fastenzeit übrig ist, ist bloß der Name; denn niemand fastet. Ob und wie selten besucht ein Mann die Kirche und die heilige Messe oder bekundet durch irgendein anderes äußeres Zeichen, daß er noch Freude habe am alten Glauben!* Rat suchend wandte er sich an ihn: *Wir möchten deshalb Euer Hochwürden bitten, uns zu schreiben und zu sagen, wie wir Steine in Menschen verwandeln können oder mit anderen Worten Deutsche in Leute, die für das religiöse Leben in unserer Gesellschaft sind. Sie haben einen wirklichen Abscheu vor Gelübden und den evangelischen Räten, und fast alle Aufrichtigkeit und Einfalt ihres Glaubens ist verschwunden. Die Lage ist danach, einen, der sie ernstlich erwägt, das Herz still stehen zu lassen. Die Häresie kann weder durch Gewalt noch durch Reform überwunden werden, und wir sind beim besten Willen machtlos, den verloren gegangenen Glauben wiederherzustellen, weil es zu wenig Priester gibt oder in Wahrheit keine.*¹¹

Dem Bericht des Canisius nach muß die Lage in Deutschland auf Grund der nicht zuletzt in Ingolstadt gemachten Erfahrung desolat gewesen sein. Und doch wird man Zweifel ansetzen dürfen. Aus der Hand Dr. Ecks ist das berühmte Pfarrbuch der ihm anvertrauten Pfarrei zur Schönen Unserer Lieben Frau in dieser Stadt erhalten, das eine andere Sprache spricht.¹² Ähnliches gilt von seinen Predigtskizzen.¹³ Es ist nur schwer vorstellbar, daß innerhalb weniger Jahre nach dem Abschluß dieses kontinuierlich geführten Pfarrbuchs alle Volksfrömmigkeit und jegliche Pflichterfüllung des Klerus zusammengebrochen ist. Man wird angesichts des niederschmetternden Urteils mit der Unbedingtheit eines Heiligen rechnen dürfen, auch mit seiner persönlichen Unge-

11 Brodrick James, Petrus Canisius 1521–1597 I, Wien 1950, 204–209. – Braunsberger Otto (Hg.), Beati Petri Canisii Societatis Jesu Epistolae et Acta, 8 Bände Freiburg i. Br. 1896–1923, hier PCE I, 306–314 (Nr. 84).

12 Vgl. Schäfer, Canisius, 20–32.

13 Greving J., Johann Ecks Pfarrbuch für U. L. Frau in Ingolstadt, Münster 1906. – Dr. Johannes Eck. Seelsorger. Gegner Luthers (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Stadtmuseums Ingolstadt), Ingolstadt 1986, 106–123. – Zu den Predigtskizzen: Ebenda, 111–114.

duld im Einfordern von nicht auf der Stelle eingelösten Zusagen, mit dem mangelnden Verständnis für die kirchlichen Verhältnisse vor Ort usf.

Auch wenn die Beurteilung der Lage in Ingolstadt wie andernorts durch Petrus Canisius durchwegs negativ ausfällt, ist sie bei näherem Zusehen doch nicht pauschalisierend, sondern geht sehr wohl auf die jeweilige kirchliche bzw. kirchenpolitische Situation ein. Gerade Bayern und Österreich sah Canisius jahrzehntelang in höchster Gefahr. Die Analysen des Heiligen waren hierbei präzise und umfassend.¹⁴ Diejenige von 1556 nennt die Rolle der „Confessio Augustana“, die Schwäche der unter Druck stehenden Fürsten, auch wenn diese katholisch sein und bleiben möchten – unstreitig waren der bayerische Herzog Albrecht V. und König Ferdinand gemeint –, den Verlust von Gütern, die um sich greifende und erstarkende Häresie, den Mangel an Kirchenleuten, die Zwietracht der Fürsten, die Erfolge der Gegner, die Verschlafenheit der Prälaten, das unglückliche Ergebnis und Ende des Reichstags, den langsamen Fortgang und die lange Vertagung des Konzils usf. Dies und anderes wird die Fürsten besorgt und fast verzweifelt machen.¹⁵

Nun war gerade damals in der Tat die kirchliche Politik im Herzogtum Bayern in große Bedrängnis geraten. Herzog Albrecht V. war zunächst reformatorischen Neuerungen nicht unzugänglich gewesen. Im September 1555 sandte er seinen Sekretär Heinrich Schweicker nach Rom, er sollte dort die Bewilligung von Laienkelch, verheirateten Geistlichen u. a. erbitten. Als der Herzog im Frühjahr dieses Jahres das harsche Nein des Papstes durch den Nuntius erfuhr, lag diese scharfe Gangart durchaus im Sinne des Petrus Canisius und der Jesuiten sowie des Canisius eng verbundenen Kardinals Otto Truchseß von Waldburg, der gerade damals wegen der Papstwahl in Rom war, eben des Kardinals, der in Fragen der deutschen Kirche in Rom so großes Ansehen genoß, daß er ab 1557 Protektor der deutschen Nation wurde.¹⁶ Als dann der Herzog durch den Landtag in eine Zwangslage geriet, erließ er am 31. März eine Deklaration, die auf den schärfsten Widerspruch des Canisius stieß. Wie sehr sich diese Situation angesichts des bayerischen Landtags von 1556 und der Declaratio

14 Vgl. Schäfer, Canisius, 20–32. – Z. B. PCE I, 306–314 (Nr. 84); PCE I, 392–397 (Nr. 121).

15 PCE I, 594–598 (Nr. 192), hier 595 f. – Brodrick, Canisius I, 375.

16 LThK X (1965), Sp. 929–931. – P. J. Begheyns Urteil über Kardinal Otto Truchseß von Waldburg („ungeachtet der guten Intentionen des zuständigen Bischofs, des unentschiedenen und verschwenderischen Kardinals Otto Truchseß von Waldburg“) scheint mir zu hart. Vgl. Begheyn P. J., Ein Eckpfeiler der katholischen Kirche Petrus Canisius (1521–1597), in: Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu 1491–1556, hg. von A. Falkner und P. Imhof, Würzburg 1990, 267–284, hier 273.

verschärfte, erhellt aus dem Brief des Canisius an den Sekretär des Herzogs vom 25. April 1556.¹⁷ Daß der Herzog dann bei seinem Versuch 1557/58, beim Episkopat den Laienkelch durchzusetzen, scheiterte, war voraussehbar gewesen.

Auch in Wien war in den Augen des Petrus Canisius die Situation prekär. Die Schilderung der Verhältnisse in Wien und Österreich durch Canisius stellen das von ihm über Bayern Gesagte trotz seines Respekts vor Ferdinand I. weit in den Schatten.¹⁸ Wenn Gott nicht viele Arbeiter schicke, würden die Menschen dort nicht nur Häretiker, sondern wie wilde Tiere, so sehr nähmen in diesen Provinzen Bosheiten und Schlechtigkeit überhand. Er würde sich nicht wundern, wenn die wenigen Guten dem Martyrium nicht entgingen. Man fordere den Laienkelch, viele Monate finde der König für Benefizien, Prälaturen und Bischofssitze keine geeigneten Männer, Pfarreien stünden leer oder würden durch Apostaten und ruchlose Menschen besetzt, so Canisius am 5. Januar 1554 aus Wien an Polanco.¹⁹ Wiederum wird man sich fragen, ob Canisius hier nicht zu scharf geurteilt hatte. Immerhin war der bedeutende Theologe Friedrich Nausea Bischof von Wien gewesen und erst 1552 verstorben. Auch sei nicht vergessen, daß es ein Wiener Domherr, Burkhard van den Bergh war, der 1553 bei der Frage nach einem Bischof für Wien den Blick auf Petrus Canisius gelenkt hatte. Damals war es zwar um die Besetzung des Wiener Bischofsstuhls gegangen, jedoch keineswegs um diesen allein, Ferdinand wollte Canisius nicht zuletzt um ganz Österreichs und des Reiches willen als Bischof gewinnen.²⁰ Canisius konnte nicht ohne Hilfe des Ignatius dieser Bürde entinnen. Am 3. November 1554 wurde er dann – ein Kompromiß aus Notlage – von Papst Julius III. für ein Jahr zum Administrator der Diözese ernannt.²¹

Als Canisius am 7. Juni 1556 erster Provinzial der Oberdeutschen Provinz geworden war, waren seine Berichte an die Ordensleitung in Rom von einer noch größeren Verantwortung getragen. Es bleibt aber in fast allen Berichten der düstere Zug, nur gelegentlich stößt man auf aufmunternde Berichte vor allem an Politiker wie Wiguleus Hundt oder den Sekretär des bayerischen Her-

17 PCE I, 608–610 (Nr. 199). – Vgl. Lutz H. und Ziegler W., in: Handbuch der bayerischen Geschichte II, begr. von M. Spindler, hg. von A. Kraus, München 1988, 377–379.

18 Beneder Emmerich, Petrus Canisius – Leben und Wirken, in: Petrus Canisius. Er bewegte den Erdteil, Innsbruck 1995, 16–18.

19 PCE I, 442–452 (Nr. 144), hier 443. – Brodrick, Canisius I, 273.

20 Brodrick, ebenda. – Beneder, Canisius, 18.

21 Brodrick, Canisius, I, 278.

zogs, so daß man sich zuweilen fragt, ob Canisius nicht manchmal aus taktischen Gründen mit zwei Zungen redete.

Nach Canisius verschlechterte sich die Situation in Deutschland immer mehr. Unmittelbar vor Beginn des Wormser Religionsgesprächs am 27. Juli 1557 schrieb er an Lainez, den Generalvikar des Ordens, daß in Deutschland in Sachen Religion kaum noch etwas sicher sei und die überaus korrupten Beispiele des Klerus die Pest vermehrten.²² Und in der Tat ist unbestritten, daß nach 1555 die Reformation in Glauben und Sitten auch unter katholischer Herrschaft immer weiter um sich griff. An demselben 27. Juli aber versuchte er auch Heinrich Schweicker, den Sekretär des Herzogs, aufzumuntern, indem er ein völlig anderes Register zog: *Schön und sicher ist der Sieg, wo wir für den Glauben und die Religion entweder Einbußen oder Gespött empfangen.*²³ Gewiß: Selbst das herrliche München – keine Stadt in Bayern noch in Deutschland sei nach allgemeinem Urteil schöner: *nec est ullus in tota Bauaria, quamuis admodum ampla prouincia, illustrior locus, nulla ciuitas totius, ut aiunt, Germaniae pulchrior quam apud Monacenses* – sei durch Häresie und schlechte Beispiele verdorben.²⁴ Gleichermäßen desolat sah er die Situation in Wien, dieser königlichen und doch äußerst verdorbenen Stadt (*in ciuitate Regia, sed corruptissima*).²⁵

Gerade angesichts dieser schwierigen Lage in München und Wien, in Deutschland und Österreich, Böhmen und Polen stieg in ihm der Zorn über Rom auf. So berichtete er nach einer Reise nach Böhmen und Polen als Begleiter des Nuntius Mentuati am 4. März 1559: *Man erlebt die schlimmsten Ärgernisse beim hohen und niederen Klerus hierzulande, aber es würde einen großen Umschwung bedeuten, wenn wenigstens einige wenige mit einem beispielhaften Leben und durch das Wort ihrer Unterweisung uns mit Ausdauer zu Hilfe kommen wollten. Indessen scheint man in Rom davon nichts zu ahnen, und oft genug trägt man dort keinerlei Sorge selbst dann, wenn es gar nicht schwer wäre; entweder hat man dort keine Kenntnis über die hiesige Lage oder man hält die ganze Situation für verzweifelt, und so schreibt man den Rest, der noch in Israel ist, das heißt Tausende von unsterblichen Seelen ab, die man noch*

22 PCE II, 104–106 (Nr. 247), hier 105.

23 PCE II, 106 (Nr. 248).

24 PCE II, 109–144 (Nr. 250), hier 111: *Es gibt in ganz Bayern, wiewohl einem durchaus weiten Land, keinen glänzenderen Ort, in ganz Deutschland keine schönere Stadt, wie man sagt, als bei den Münchnern.*

25 PCE II, 1153–160, hier 157 (Nr. 268).

*im Glauben bewahren könnte, wenn nur gerechte und wahre Seelenhirten hier wären.*²⁶

Oder am 31. März bzw. 2. April 1567, knapp ein Jahrzehnt später, in eher noch verschärfter Situation, aus Würzburg an den dortigen Bischof Friedrich von Wirsberg über die Situation in der Diözese: *Während wir also schlafen oder andere Dinge treiben, wird das Übel immer schwerer, die Häresien greifen um sich, die Menschenseelen gehen verloren, das Ärgernis ist an der Tagesordnung, der Besitz der Kirche zerschmilzt, alle Frömmigkeit und Kirchenzucht hört auf. Die Geistlichkeit ist über jedes erträgliche Maß von Mißständen befallen, will aber auch keine Besserungsversuche zulassen. Der Klerus sieht, wie den Gegnern der Kirche gewichtige Gründe in die Hand gegeben sind und ständig neu gegeben werden, um den Lebenswandel und die Mißgriffe der Kirchendiener anzugreifen. Aber alle die Plage so mancher Jahre hat die Geistlichen nicht verständiger gemacht, so daß man lieber die Kirche ganz zugrundegehen lassen will, als daß man auf priesterliche Pflichterfüllung und auf die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften drängt.* In diesem Brief geht Canisius mit den Verantwortlichen in Deutschland, den Bischöfen, den Domkapiteln, den Prälaten, dem Klerus schlechthin unerbittlich ins Gericht: *So hat man durch viele Jahre die Visitation der Pfarreien ausgesetzt, man hält keine Synoden, die Dekrete des Tridentinum werden nicht veröffentlicht, die Priesterkandidaten werden nicht ordnungsgemäß geprüft, Sünden und Vergehen des Klerus sind an der Tagesordnung und werden nicht geahndet. Petrus schläft und Judas wacht, und die Gesamtlage wird immer schlechter, so daß bald kaum mehr ein Schatten der früheren Kirche uns übrig bleibt.*²⁷

Selbst dem ihm so sehr zugetanen und gewiß um Reform bemühten Kardinal und Augsburger Bischof Otto Truchseß von Waldburg schrieb Canisius 1570 aus Dillingen: *Was die Augsburger Kirche betrifft, so wünschen viele mit mir die Rückkehr Eurer Eminenz, und zwar aus schwerwiegenden Gründen, wie ich schon früher geschrieben habe. Es steht schlimmer um diese Kirche, als man bisher geglaubt und bemerkt hat. Und inzwischen beschwert der Bischof mit so vielen Geschäften sein Gewissen, daß ich mich wirklich wundere, wie er noch ruhig schlafen kann, wo doch so viele Tausende von Seelen zugrunde gehen und wegen der Abwesenheit des Oberhirten die Herde und die untergeordneten Hirten in großer Gefahr schweben. Man möge mir das bitte verzeihen, wenn ich meine Meinung so offen schreibe. Aber ich liebe meinen Herrn*

26 Schneider, Briefe, 186–190 (Nr. 50), hier 190.

27 Schneider, Briefe, 197–199 (Nr. 54), hier 198 f.

*Kardinal Otto, dem ich mehr als allen anderen verdanke. Ich wollte lieber, er würde ohne die Bischofswürde leben als bloß den Titel Bischof haben und so nachlässig gegen seine ihm anvertraute Herde sein, aus der er bloß einen Vorteil ziehen will.*²⁸

Alle seine Sorgen mündeten in sein großes Gutachten zur Lage der Kirche in Deutschland für Kardinal Morone zum Regensburger Reichstag 1576. Canisius sah die ganze deutsche Kirche nicht nur wegen der an Boden gewinnenden Reformation, sondern aus innerem Zerfall in Gefahr: *Unter anderen Mißständen, die jetzt nach dem verderblichen Evangelium Luthers um sich greifen, stehen folgende nicht an letzter Stelle, durch welche die Zahl der Katholiken von Tag zu Tag kleiner wird: nämlich eine völlige Unwissenheit im Glauben, die Unkenntnis der Kirche und deren Verachtung. Ferner ist nicht nur das Leben der Laien verderbt, sondern auch das des ganzen Klerus und vor allem der Prälaten und der Ordensleute. Diese Mißstände zerstören neben der Häresie den Rest der Kirche wie „Eber aus dem Walde“ (Ps. 80 [79], 14), so daß es ohne rechtzeitige Gegenmaßnahme unmöglich wird, die Katholiken vor dem Abfall zurückzuhalten oder die Häretiker wieder zu gewinnen.*²⁹

Petrus Canisius ging sehr wohl und sehr scharfsichtig gerade auch auf die wechselnden Verhältnisse ein, etwa in Bayern in den Jahren nach dem Tode Herzog Wilhelms IV. (1550), in Österreich angesichts der Spannungen zwischen Ferdinand I. und dessen Sohn Maximilian besonders seit 1557 oder später angesichts des Vordringens des Calvinismus.³⁰

Man mag Canisius eines unverbesserlichen Schwarzsehens zu zeihen versucht sein, wenn es nicht auch andere, seinen Schilderungen wenig nachstehende Berichte gäbe wie jener Martin Eisengreins an Lainez vom 12. März 1564: *Eure Paternität könnten nicht ohne Tränen den elenden Zustand mancher deutscher Diözesen sehen noch so vieler aus dem Klerus, die durch ihre ungeheuerliche Gottlosigkeit den Katholiken äußerst verhaßt und den Häretikern zum Gespött geworden sind. Bis zur Stunde hängen sie ihren Lastern an, und weder der wohlverdiente Abscheu von seiten der Katholiken noch der Spott der Häretiker noch die Vernichtung der Religion können sie bewegen, ihr Leben zu bessern. Sie häufen vielmehr Missetat auf Missetat und fordern täglich mehr den Zorn Gottes heraus ... Nehmen wir zum Beispiel das berühmte Regensbur-*

28 Schneider, Briefe, 200 f. (Nr. 55).

29 Schneider, Briefe, 201–213, hier 202 (Nr. 58).

30 Rabe H., Deutsche Geschichte 1500–1600. Das Jahrhundert der Glaubensspaltung, München 1991, 533–535.

ger Domkapitel. Man möchte die Diözese Regensburg eine Senkgrube aller Schlechtigkeit nennen. Man kann dort Priester sehen, die nicht nur im Konkubinat leben, sondern die Ehebrecher und Blutschänder sind, und andere, die Vergewaltigung und Totschlag begangen haben...³¹ Dennoch wird man des Canisius düstere Berichte jener Jahre zwar ernst nehmen, aber doch wenigstens etwas zurechtrücken müssen.

Vertrauen und dessen Grenzen

Die von Canisius immer wieder versuchten Analysen der kirchenpolitischen Lage waren nicht Selbstzweck, sie forderten Konsequenzen der verschiedensten Art. Canisius stellte sich diesen Herausforderungen auf vielen Ebenen. Eine war sein Wirken als Berater von Fürsten. Canisius hatte hierbei durchaus im Sinne der Anweisungen des Ignatius und seiner eigenen Denkschrift als Ratgeber und nahezu als Freund von Fürsten, allen voran König bzw. Kaiser Ferdinands I., Kardinal Ottos Truchseß von Waldburg, Bischofs von Augsburg, des Kardinal Stanislaus Hosius, Bischofs von Ermland, der bayerischen Herzöge und deren Räten weitgehendes Vertrauen errungen. Dieses galt zunächst ihm als dem von Ignatius entsandten Jesuiten, wuchs aber sehr bald über diesen Einstieg in sein kirchenpolitisches Wirken hinaus. Sein Auftreten und Handeln entsprachen gewiß den ignatianischen Verhaltensregeln, ohne daß diese allein seinen Erfolg bei den genannten Fürsten erklären könnten. In seiner vollen Tragweite lag das ihm entgegengebrachte Vertrauen in seiner Person begründet.

Man ist versucht, bei manchem seiner politischen Partner, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg oder König Ferdinand I. etwa, streckenweise von persönlicher Freundschaft oder doch einem sehr freundschaftlichen Zugetansein zu sprechen, wenn nicht immer wieder auch eine, auf den ersten Blick kühl anmutende Distanzierung gerade seitens des heiligen Canisius zu spüren gewesen wäre.

Dies mußte selbst Kardinal Otto Truchseß auf dem Regensburger Reichstag 1557 erfahren, als sich Canisius der von diesem so sehr gewünschten Nähe entzog. Canisius lehnte ab, drängte auf Distanz, zum einen, damit nicht der allzu vertraute Umgang mit dem Kardinal dem König mißfalle, der ihn als theologischen Berater berufen hatte, zum andern, damit er dem Kardinal weniger ver-

31 Brodrick James, Petrus Canisius 1521–1597 II, Wien 1950, 240.

pflichtet sei und sich die nötige Freiheit bewahre, wie er zu Beginn des Jahres 1557 an Lainez schrieb.³² Wie unabhängig sich Canisius dem Kardinal gegenüber auch noch nach Jahren wußte, zeigt sein Brief an diesen von 1570, in dem er ihm bei aller Ehrerbietigkeit, ja fast Liebe bei der Zurechtweisung wegen der Zustände in dessen Diözese nicht das Geringste an Schärfe ersparte.

Spannungsgeladen blieb auch sein Verhältnis zu König bzw. Kaiser Ferdinand I.³³ Es gibt ungezählte Beispiele, wie sehr dieser auf Canisius als Berater gesetzt hatte, gerade bei Reichstagen, nicht zuletzt beim Wormser Religionsgespräch 1557. Ihn wollte er, wann immer es ging, als Berater bei der Hand haben. Unstreitig auch, wie sehr sich Ferdinand als Katholik verstand und auf Canisius hörte, als dieser vor seinem Sohn Maximilian wegen dessen damals protestantisierenden Linie warnte. Dennoch ist nicht übersehbar, wie eine gewisse Spannung zwischen dem König und Canisius über viele Jahre hin anhielt: Der König bedurfte des Friedens im Reich nicht zuletzt wegen der Türkengefahr. Ihm mußte an einem Religionsfrieden gelegen sein, erinnert sei an jenen von 1555 und die *Declaratio Ferdinanda*, sowie an einem Religionsausgleich bei aller persönlichen Katholizität. Sosehr er auf Canisius hörte, sah sich Ferdinand doch gezwungen, seinen eigenen, den Überzeugungen des Heiligen nicht entsprechenden politischen Weg zu gehen. Auch wenn sich Canisius dem König gegenüber verpflichtet wußte, stand ihm die Treue zu der in seinen Augen gefährdeten Kirche im Konfliktfall höher. Was Canisius vor Ferdinand I. gewiß in abgewogenen und wohlgesetzten Worten vortrug, fand in seinem an Lainez gerichteten Bericht vom 18. November 1557 unverblühten Ausdruck. Unzweifelhaft tat Ferdinand in den Augen des Canisius noch lange nicht genug für die katholische Religion. Damals schrieb er an den Vizeprovinzial der Oberdeutschen Provinz Johannes de Victoria, daß es schrecklich sei daran zu denken, daß unter einem solchen König solches – die Rede war von den Zuständen in Wien, von der Zulassung des Laienkelchs u. a. – erlaubt werde.³⁴

Über eines mußten sich alle, die in Canisius den ihnen nahestehenden Berater sahen, schon sehr bald klar geworden sein: Es gab bei Canisius kein Entgegenkommen, wenn es um ihm wichtige Sachfragen ging. Dies bedeutet nicht, daß er wie seinerzeit die weitgehend Dr. Johannes Eck verpflichtete Bulle „*Exsurge Domine*“ ungewichtet *Fundamentalia et Nonfundamentalia* als gleicher-

32 PCE II, 37–49 (Nr. 229), hier 39.

33 Vgl. Sicken B., Ferdinand I. 1556–1564, in: Die Kaiser der Neuzeit 1519–1918, hg. von A. Schindling und W. Ziegler, München 1990, 55–77.

34 PCE II, 149–153 (Nr. 267), hier 152.

maßen unverzichtbar aufgereiht hätte, wie schon sein Bestehen auf *prima principia* beim Wormser Religionsgespräch zeigte. Aber es mußte jedem seiner Gesprächspartner deutlich sein: Canisius bestand in glasklarer Argumentation auf der Wahrung des Bestands an überliefertem Glaubensgut. Und selbst dort, wo man aus theologischen Gründen hätte nachgeben können wie in der Frage des Laienkelchs oder weiter Strecken der „Confessio Augustana“, hielt er schon aus Gründen der leitbildhaften Identifikation der Protestanten mit beidem an deren Ablehnung fest. Damit aber waren alle Versuche eines Religionsausgleichs von Anfang an zum Scheitern verurteilt. Es spricht gewiß für den König, wenn er im Grundsätzlichen trotz dieser Spannung an dem unbequemen und ihm unverzichtbaren theologischen Berater festhielt.

Vor allem aber mußte jedem schon sehr früh klar geworden sein, was später Gegner der Jesuiten die schändliche Oboedienz nannten: die Abhängigkeit von und die Durchlässigkeit nach Rom. In der Tat war der Orden zentralistisch geleitet. Das System der umfassenden Berichte – ob sie sich nun sauber in Haupt- und Begleitbriefe scheiden ließen oder nicht – raubte letztlich allen Gesprächen die absolute Vertraulichkeit. Man mußte wissen, daß man in Petrus Canisius nicht nur den ernstesten, klugen, in Sachen Theologie und Fragen des Rechts kompetentesten, nicht zuletzt auch politischen Denkens fähigen Berater vor sich hatte, der unbeirrt seine grundsätzliche Linie verfolgte, sondern auch einen Vertreter des Ordens, der auch in Fragen höchster Geheimhaltung der Ordensleitung in Rom bis ins Detail Bericht erstattete, sich deren Zustimmung versicherte oder auch deren Anweisungen einholte. Vor diesem Hintergrund muß das Verhalten des Canisius gegenüber Ferdinand I. gesehen werden. Ihm z. B. bei den Innsbrucker Verhandlungen im Sommer 1563 ein „Hintergehen“ des Kaisers und „völligen Verrat am Kaiser“ (Schäfer³⁵) vorzuwerfen, wird der Rolle und dem Selbstverständnis des Heiligen als Ordensmann nicht gerecht.

Strategisches Denken und Entscheiden

Als Ignatius 1549 auf Drängen des bayerischen Herzogs Wilhelm IV. die ersten Jesuiten nach Ingolstadt gesandt hatte, hatte er in Ingolstadt eine Bastion für die Rettung der Kirche in Deutschland gesehen.³⁶ Am 13. November 1549 trafen dann Petrus Canisius, Claudius Jajus und Alphons Salmeron in der Stadt

35 Schäfer, Canisius, 62.

36 Ignatius von Loyola, Briefe und Unterweisungen, 294 (Nr. 872 a).

ein. Bayern und Österreich waren in den Augen des Canisius die Provinzen, die allein oder wenigstens vornehmlich den Namen katholisch bewahrt hätten.³⁷ Wenn diese nun den Ketzern zur Beute würden, dann sehe er nicht, was auf die Dauer sicher und unversehrt bleiben könne.³⁸ In beiden aber konnten Ignatius und Canisius auf die Fürsten zählen, in Bayern auf Wilhelm IV. und in Österreich auf König Ferdinand I.

Infolge des Bemühens des bayerischen Herzogs bei dem Papst wie bei Ignatius tat Bayern mit Ingolstadt den ersten Zug, Ferdinand I. stand nicht viel nach. In Ingolstadt wie in Wien ging es um die Errichtung starker Bollwerke für die Rettung der Kirche nördlich der Alpen. An beiden Orten war auch die Verbindung mit Universitäten gegeben. Noch im November 1549 nahm Canisius seine Lehrtätigkeit an der bayerischen Landesuniversität auf. Mit der Entsendung der genannten drei Jesuiten zur Lehrtätigkeit an dieser staatlichen Universität begann ein Umdenken in der jesuitischen Bildungspolitik. Der Entschluß, erstmals in der Ordensgeschichte Lehrstühle an einer deutschen Universität zu übernehmen, verlieh dem Ingolstädter Engagement Modellcharakter, Heinz Lutz sprach von einem Ereignis von „epochaler Bedeutung“.³⁹

Der Einstieg an der Universität Ingolstadt gelang zunächst reibungslos, Canisius wurde Dekan der Theologischen Fakultät, dann sogar Rektor und Vizekanzler.⁴⁰ Nach einer anfänglichen Euphorie folgte Ernüchterung, ja tiefgreifende Enttäuschung. Als 1550 Herzog Wilhelm IV. verstarb und sein Nachfolger Albrecht V. nicht unverzüglich das gewünschte und vereinbarte Kolleg errichten konnte, begann das politische Spiel mit der Frage nach dem „Je Wichtigeren“, bei dem sich Canisius als Jongleur ohnegleichen erwies. War Wien nicht doch wichtiger als Ingolstadt?⁴¹ Die Bemühungen des Herzogs und seiner Räte verfrachten nicht mehr, das rationale Kalkül entschied für Wien. Am 21. April 1551 brach Jajus in Ingolstadt nach Wien auf, am 28. Januar 1552 briefte dann Ignatius sämtliche Jesuiten aus Ingolstadt nach Wien ab.⁴² Daß die

37 Ignatius von Loyola, Briefe und Unterweisungen, 596 (Nr. 4617).

38 Ebenda.

39 Die Jesuiten in Ingolstadt, 34. – Hengst K., Jesuiten an Universitäten und Jesuitenuniversität, Paderborn 1981, 88.

40 Die Jesuiten in Ingolstadt, 34.

41 Der Nuntius Aloysius Lipomanus schürte in einem Brief vom 5. März 1550, daß ohnedies die drei Jesuiten in Ingolstadt bei nur 14 wenig vorgebildeten Schülern nur ihre Zeit verlören (PCE I, 694 [Mon. 44]).

42 Duhr Bernhard, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert, I, Freiburg 1907, 55. – Die Jesuiten in Ingolstadt, 35.

dortigen Verhältnisse ebenso rasch enttäuschten, mag auf einem anderen Blatt stehen.⁴³ Am 7. Juli 1556 kehrten dann die Jesuiten auf Betreiben des bayerischen Herzogs zurück.⁴⁴ Canisius hatte die Verhandlungen mit dem Münchener Hof geführt. Er kann mit Ignatius als Begründer des Ingolstädter Kollegs gelten. Die Wiener Niederlassung hatte er zwar nicht begründet, an dem Abzug der Jesuiten aus Ingolstadt nach Wien 1552 aber hatte er entscheidenden Anteil.

Ingolstadt als vorgeschobene Bastion für Bayern und Deutschland, Wien als solche für Österreich mit Blick nach Böhmen wie Ungarn und selbstverständlich auf das Reich, dies war in der Konzeption begrifflich und einleuchtend. Einen weiteren wichtigen Akzent setzte 1554 Prag. Weder in Österreich noch in Bayern habe er für die Rückkehr zur Kirche so günstige Umstände wahrgenommen als hier bei aller Sorge angesichts der dortigen Verhältnisse, urteilte Canisius über die dortigen Chancen.⁴⁵

Dann kam München als die Hauptstadt Bayerns zum Zuge, die Stadt, der keine andere im ganzen Lande das Wasser reichen konnte, wie Canisius am 29. Juli 1557 aus Ingolstadt an den Generalvikar des Ordens, Lainez, schrieb.⁴⁶ Wieder lief das Spiel zwischen Canisius und dem herzoglichen Hof. 1559 nahm dann die Niederlassung ihren Anfang.⁴⁷ Nun war Canisius schon Provinzial der gegründeten Oberdeutschen Provinz.

Österreich zog mit Innsbruck nach⁴⁸, 1561/62 war es so weit. Hall, wo fünf Töchter Kaiser Ferdinands lebten, folgte 1569/73 nach.⁴⁹

Diesen Niederlassungen in Bayern und Österreich gliederten sich zwei Gründungen in der Diözese Augsburg an. In Kardinal Otto Truchseß von Waldburg als dortigem Bischof hatte Canisius seinen stärksten und vertrautesten Mitkämpfer um die Kirche in Deutschland. Dieser hatte in Dillingen bereits 1549 ein Collegium Literarum gegründet und 1554 dort eine Universität

43 Im Juli 1551 schrieb Jajus von 10 Hörern bei drei Theologieprofessoren in Wien (Duhr, Jesuiten, 46).

44 Duhr, Jesuiten, 56. – Die Jesuiten in Ingolstadt, 35.

45 Canisius am 15. Juli 1555 an Ignatius: PCE I, 544–554 (Nr. 174), hier 545 f. – Briefe des hl. Petrus Canisius, ausgew. und bearb. von Seifert Siegfried, Leipzig 1983, hier 35 f. – Brodrick, Canisius I, 354–362.

46 PCE II, 109–114 (Nr. 250), hier 111.

47 Duhr, Jesuiten, 183. – Überbacher Philipp, Petrus Canisius – Seine Bedeutung für Tirol, in: Petrus Canisius. Er bewegte den Erdteil, 30 f.

48 Duhr, Jesuiten, 188.

49 Duhr, Jesuiten, 190 f. – Überbacher, Canisius, 33.

eröffnet, 1563/64 wurden Kolleg und Universität dem Orden übergeben.⁵⁰ Augsburg, die Bischofsstadt und Reichsstadt, die Stadt der „Confessio Augustana“, wiewohl nicht selbst Universitätsort, doch einer der Brennpunkte des Austragens konfessioneller Auseinandersetzung von reichspolitischer Dimension, konnte nicht auf die Dauer in der jesuitischen Planung ausgeklammert bleiben, hier mußte Canisius mit den Wünschen des Kardinals einig gehen.⁵¹

Entscheidend war für die strategische Konzeption des Aufbaus der Oberdeutschen Provinz zweifelsohne der strategische Wert eines Standorts im Ringen um die Rettung des Katholizismus in Deutschland und Österreich. Gleichmaßen wichtig war das Vorhandensein von Fürsten, die derartige Projekte wünschten und diese zu fördern bereit waren. Die Planungen von Niederlassungen kamen nicht aus einem von unten getragenen Bedürfnis, sondern entsprangen einer Konzeption „von oben“ im Zusammenwirken von Fürsten und dem Jesuitenorden, erst in zweiter Linie von zuständigen Ortsbischöfen.

Der Aufbau der Oberdeutschen Provinz mit ihren Niederlassungen war zu einem guten Teil das Werk des ersten Provinzials Canisius. Es gab einen Wettlauf um ihn, um sein Wohlwollen, um seine Entscheidung in der Standortfrage. Man denke an die wenigstens zunächst auf der Strecke gebliebenen Orte, Salzburg z. B. oder auch Würzburg, Regensburg, Landshut, Straubing u. a. Canisius ließ nicht davon ab, auch die Standorte, für die er sich entschieden hatte, immer wieder der Frage nach dem „Je Wichtigeren“ zu unterziehen, das geradezu kasuistische Abwägen der jeweiligen Standortqualitäten hatte manchenmal etwas fast Gnadenloses. Wer heute oben stand, konnte sich morgen schon als hintangestellt erfahren. In einem Bericht an Ignatius vom 29. September 1550 aus Ingolstadt war ihm Wien als die Hauptstadt des alten Österreich, zugleich als Sitz einer noblen Universität und als ein Tor, offen nach Ungarn und zur Türkei, schon wichtiger als die kurz zuvor gegründete Niederlassung in Ingolstadt.⁵² Wenig später versprach er sich sichtlich mehr von Prag als von Wien, etwa in seinem Bericht vom 15. Juli 1555.⁵³ Dann sah er die große Perspektive bei Augsburg, Ingolstadt fiel nun weit zurück: *Wien bildet die Grenze Deutschlands, Prag ist böhmisch, Ingolstadt aber ist ein unbekannter Ort, wo nur Einheimische und Arme gesehen werden. Augsburg aber könnte uns einen*

50 Duhr, Jesuiten, 194 f.

51 Duhr, Jesuiten, 200–205.

52 PCE I, 331–337 (Nr. 94), hier 332.

53 PCE I, 544–552 (Nr. 174), 548 f.

*herrlichen Sitz bieten und eine herausragende Burg, von der aus wir ganz Deutschland überblicken und unterstützen können mit Mithilfe Gottes.*⁵⁴

Die Leistung des Petrus Canisius für den Aufbau der Oberdeutschen Provinz ist noch nicht hinreichend bearbeitet. Man sieht die kühle, strategisch abwägende Entscheidung in der Standortfrage, das politische Geschick in der Realisierung mit Hilfe der Fürsten und Sponsoren, die kluge, streckenweise auch hart fordernde Verhandlungsführung, die Kraft im Durchziehen der einzelnen Projekte bis zu deren Realisierung und weiteren Begleitung. Canisius war der große Baumeister der Oberdeutschen Provinz, deren Leitung er von ihrem Beginn im Jahre 1556 bis 1569 innehatte. Schon das hier Gesagte dürfte erkennen lassen, daß deren Ausbau keineswegs nur ein innerkirchliches Programm dargestellt hatte, sondern besonders in der schwierigen Zeit von 1550 bis zum Ende seines Provinzialats eine Aufgabe von höchster politischer Relevanz war. Es erwies sich gerade bei diesem Unterfangen, wie sehr Planen und Handeln des Canisius trotz entgegen gebrachten Vertrauens nicht von persönlicher Rücksichtnahme, sondern von dem beständigen Abwägen des jeweiligen kirchenpolitischen Gewichts der bereits bestehenden oder möglichen Standorte bestimmt war.

Die Reform als kirchenpolitische Aufgabe

Unerbittlich scharf urteilte Canisius über die Zustände der Kirche. Bischöfe und Domkapitel sowie der Klerus waren in seinen Augen weithin korrupt, die Sitten verwildert, der Glaube war abgestorben. Die desolante Lage der deutschen Kirche sah Canisius nicht nur in der Auseinandersetzung mit der Reformation, sondern in erster Linie in der mangelnden inneren Festigung, im weithin erstorbenen kirchlichen Leben, im ausgebliebenen Willen der Verantwortlichen zur Reform. Die düsteren Analysen der deutschen Kirche generell wie der Ortskirchen, die er an die Ordensleitung in Rom sandte, zielten samt und sonders auf Reform. In ungezählten Briefen warb Canisius für diese. Die Predigt in städtischen Brennpunkten und als Begleitung von Reichstagen, auch des Konzils, galt der Reform von innen. Und doch fällt auf: Soweit seine Briefe in Sachen Reform an Bischöfe gerichtet waren, zeichnet sich ein relativ enger Kreis von Adressaten ab: Kardinal Hosius, Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, Julius Pflug vor allem, viele aber fehlen in dieser Liste. Man wird dieser

54 PCE II, 395–400 (Nr. 344), hier 397.

Frage im einzelnen noch nachzugehen haben. War sich Canisius der Anweisungen des Ignatius für seine nach Deutschland entsandten Jesuiten bewußt, daß man hier bedacht vorgehen mußte, oder war es seine politische Erfahrung im Umgang mit den Bischöfen, die ihm lehrte, wo dies sinnvoll war?

Die große Hoffnung war ihm hierbei das Konzil mit den zu erwartenden Konsequenzen. Diese aber erbrachten eine innerkirchlich-katholische Reform, keinen konfessionsübergreifenden Kompromiß. Es gehe nicht an, in Glaubenssachen den Sektierern nachzugeben, Kompromisse würden nur den Untergang beschleunigen. Die Geistlichkeit sei über alles erträgliches Maß von Mißständen befallen. Man lasse lieber die Kirche ganz zugrunde gehen, als daß man auf priesterliche Pflichterfüllung und die Beobachtung der kirchlichen Vorschriften dringe. Durch viele Jahre habe man die Visitation der Pfarreien ausgesetzt, man halte keine Synoden, die Dekrete des Tridentinums würden nicht veröffentlicht. Schneidend scharf mußten des Canisius Vorwürfe im Brief vom 31. März/2. April 1567 den Würzburger Bischof Friedrich von Wirsberg getroffen haben.⁵⁵

Diese Vorwürfe erhob Canisius 1567, nachdem er in päpstlicher Mission die deutschen Bischöfe aufgesucht hatte, um ihnen die Konzilsbeschlüsse zuzustellen. Er war hierbei keineswegs nur Briefbote gewesen, wohl auch mehr als Dr. Eck, als dieser mit Hieronymus Aleander der deutschen Kirche die Bulle „Exsurge Domine“ überbringen mußte. Canisius war hierbei Legat, Visitor, Berichterstatte über die zu erwartende Akzeptanz des Konzils, Reformator und Gegenreformer und anderes mehr⁵⁶ gewesen, nicht zuletzt hatte seine Mission auch der Stärkung der katholischen Seite für den Reichstag von 1566 dienen sollen.⁵⁷ Zwei zusammenfassende Berichte über diese Reisen sind erhalten. Den ersten schrieb Canisius am 27. Januar 1566 an den Ordensgeneral Borgia⁵⁸, den anderen tags darauf an Kardinal Otto Truchseß von Waldburg⁵⁹. Diese waren kritisch, aber für Canisius auffallend sachlich-moderat. Canisius war sich ihrer Tragweite sichtlich bewußt.

Die Reformen des Konzils griffen, wenn auch langsam, in der deutschen Kirche. Dies darzulegen überstiege diesen Rahmen, die beiden grundlegenden Salzburger Provinzialsynoden fanden immerhin bereits 1569 und 1573 statt.⁶⁰

55 Schneider, Briefe, 197–199 (Nr. 54). – Schäfer, Canisius, 39.

56 Schäfer, Canisius, 37.

57 Schäfer, Canisius, 38.

58 PCE V, 168–173 (Nr. 1279).

59 PCE V, 173–177 (Nr. 1280).

60 Jedin Hubert, Handbuch der Kirchengeschichte IV, Freiburg-Basel-Wien, 1975, 550.

Der Kampf Satans gegen Gott und seine Kirche

Das kirchenpolitische Denken und Handeln des Petrus Canisius verstand sich keineswegs als ein ausschließlich innerweltliches, mit politischen Mitteln zu bestreitendes Ringen, Canisius sah vielmehr in den Auseinandersetzungen zwischen Protestanten und Katholiken Satan persönlich am Werk. In seinen Briefen kam er immer wieder auf diese Sicht zu sprechen. So war in seinen Augen schon das Vordringen der Häresie in Deutschland und Österreich ein Werk Satans, der fröhlich den Brand schüre, indem er die Schafe aus dem Schafstall wegführe und die kirchliche Jurisdiktion schwäche und unterdrücke, so daß er nicht mehr wisse, was in Deutschland noch vor der Exkommunikation sicher sei, wie er am 17. Januar 1556 an Kardinal Otto Truchseß von Waldburg schrieb.⁶¹ Es sei jetzt nicht Zeit, unser Elend zu beklagen, wenn Satan dies täglich vermehre, wenn ohne Hirten die Schafe abirrten und nicht begreifen wollen, daß ein Hirt und eine Herde sei, so Canisius an den Sekretär des bayerischen Herzogs Heinrich Schweicker am 25. April 1556 angesichts der Situation in Bayern nach dem Landtag vom März.⁶²

Als sich beim Wormser Religionsgespräch 1557 der Dissens der protestantischen Teilnehmer abzuzeichnen begann, schilderte Canisius in seinem Bericht vom 10. September 1557⁶³ an Lainez diesen Streit als den Tumult der Giganten beim Bau des Turms von Babylon gemäß Gen. 11, 1–9. In Wien sah er gerade zur Zeit des Wormser Colloquiums von 1557 die Macht der Finsternis, die *potestas tenebrarum* (Lk. 22, 53) am Werk, die alles Heilige unterdrücke, so daß nichts außer Verwüstung übrig bleibe. Gerade in letzterem klingt die Vision von der Zerstörung Jerusalems bei Daniel 9, 26 an.⁶⁴ Als sich in Wien die Verhältnisse weiter zuspitzten, stand für Canisius zu erwarten, daß es in der *civitas Regia, sed corruptissima*⁶⁵ vielleicht in Kürze Märtyrer geben werde: *Wir aber mögen im Glauben und in großer Zuversicht und der unbesiegtten Kraft des Geistes durchhalten und umso mehr zu den geistlichen Waffen Zuflucht nehmen, je stärker (uns) die Feinde Christi die Diener Satans (pestes ecclesiae et ministri Sathanae) bedrohen und bedrängen.*⁶⁶

61 PCE I, 594–597 (Nr. 192), hier 596.

62 PCE I, 608–610 (Nr. 199), her 609. – Lutz – Ziegler, Handbuch der bayerischen Geschichte II, 376–380.

63 PCE II, 129–131 (Nr. 259), hier 130.

64 PCE II, 149–153 (Nr. 267), hier 152.

65 PCE II, 153–160 (Nr. 268), hier 157.

66 PCE II, 149–153 (Nr. 267), hier 152.

Am deutlichsten tritt in den Augen des Canisius diese satanische Dimension in der kirchenpolitischen Auseinandersetzung des Wormser Religionsgesprächs von 1557, des letzten aller derartigen Colloquien mit dem Ziel eines Religionsausgleichs für Deutschland, zutage, an dem Canisius maßgebenden Anteil hatte. Canisius sah in diesem Versuch nicht nur ein menschliches Ringen um die *causa* Gottes und der Kirche, sondern Gott selbst am Werke, dessen Duldsamkeit und Langmut ihn manchenmal verwunderten, die zu beklagen er sich aber nicht berechtigt sah und denen am Ende dann doch so mancher, wenn auch schwer erkennbarer Erfolg zu verdanken war wie der katholische Grundkonsens in Sachen der *prima principia*.⁶⁷

Schon beim Regensburger Reichstag 1556 hatte sich Canisius nicht als Handelnder gesehen, auch nicht als Arzt, sondern lediglich als Zuschauer und Zeuge. Das immer wieder von seinen Mitbrüdern und vielen anderen erbetene Gebet, die erflehten Meßgottesdienste waren ihm nicht nur Floskel, nicht einmal nur Unterstützung seines kirchenpolitischen Handelns, sondern das Eingreifen Gottes, der sich seiner Person bestenfalls bediente. So schrieb er am 1. Dezember 1556 an seinen Generalvikar Lainez mit Hinweis auf die Ansicht weiser Männer, die vom Ausgang dieses Reichstags für Deutschland Schlimmstes voraussagten: *Der Herr Jesus möge ruhen, den Bedrängten zu helfen. Ich bin nicht der Arzt, sondern Zuschauer und Zeuge des allgemeinen und langen Unglücks, das ich durch Eure Gebete zu mildern bitte*.⁶⁸ Nicht zuletzt hoffte Canisius alle seine Mitbrüder zum Gebet um Gottes Beistand für sein Handeln mobilisieren zu können wie in seinem Bericht vom 22. Januar 1557 an Lainez beim Regensburger Reichstag. Als er sich von König Ferdinand I. zum ersten Theologen berufen sah und nur im Gehorsam zu dieser Rolle bereit fand, stellte er sich dieser Aufgabe unter Berufung darauf, daß nicht er für Gott spreche, sondern Gott durch ihn als seinen Knecht: *sed loquetur in me Dominus Deus per servum suum et superiorem meum*.⁶⁹

Zu den wichtigsten Dokumenten über den Verlauf des Wormser Religionsgesprächs von 1557 zählt der Rückblick, den Canisius in seinem Bericht vom 6. Dezember 1557 an seinen Generalvikar Lainez gab.⁷⁰ Er und die Katholiken hätten es, wie schon gesagt, hinnehmen müssen. Dennoch gab er sich voll des Dankes über den Ausgang. Dieser Dank hat liturgischen Glanz mit der Dimen-

67 PCE II, 160–173 (Nr. 269), hier 163.

68 PCE II, 33–37 (Nr. 228), hier 34.

69 PCE II, 49–53 (Nr. 230), hier 52.

70 PCE II, 174–180 (Nr. 271), hier 176.

sion alttestamentlicher Psalmen, man muß bewußt auf den Klang dieser Worte hören: *Benedictus Dominus, qui nos ab istis deploratis plane hominibus liberat*, bis hin zu den *vielen Namen*, mit denen er die Tätigkeit der Gegner belegt. Während sich auf seiten der Katholiken Eintracht und Durchhaltekraft im Konsens im Eintreten für die *causa Christi* erwiesen habe, habe Gott den Geist der Verwirrung in die Gegner geschickt und so gleichsam die Schlacht entschieden, wieder fällt der alttestamentliche Tonfall auf: *Contra uero misit Dominus in aduersarios spiritum confusionis, ut secum ipsi constare non potuerint, alii alios excluserint atque profligarint suamque confessionem augustanam isti distraxerint, ut inter se ipsi digladiantur atque disceptent...*⁷¹ Und nicht zuletzt beschließt Canisius seinen pflichtgemäßen Bericht an die Ordensleitung mit einem auf das Konzil Bezug nehmenden und im liturgischen Ton gehaltenen Gebet: *Dominus pro eterna sapientia sua his morbis et medicos et medicinam accomodare dignetur. Ipsi honor et gloria, quod uota et sacrificia pro nobis Germaniae profuerunt nosque multis periculis liberarint.*⁷²

In dieser Perspektive des fast alttestamentlich gesehenen Eingreifens Gottes stand auch die Sorge, ja Angst, daß sich der Zorn Gottes über Deutschland entlade.⁷³

Der Insuffizienzkomplex

Juan Polanco hatte in den von ihm verfaßten, auf Ignatius zurückgehenden Verhaltensregeln für die nach Deutschland gesandten Mitbrüder vom 24. September 1549 an die 1. Stelle gesetzt: *sich selber gänzlich mißtrauend und großmütig auf Gott zu hoffen und das heftige, von der Liebe und dem Gehorsam entfachte und genährte Verlangen zu haben, das gesetzte Ziel zu er-*

71 Ebenda, 175 f. – *Gepriesen sei der Herr, der uns von diesen beklagenswerten Menschen befreit. Aber Gott sandte den Geist der Verwirrung in die Gegner, so daß sie selbst nicht zusammenstehen konnten, die einen die anderen ausschlossen und niederschlugen und selbst die Confessio Augustana auflösten, so daß sie sich selbst schlügen und zerstritten.*

72 PCE II, 174–180 (Nr. 270), hier 177. – *Gott möge ruhen, den Krankheiten gemäß seiner ewigen Weisheit Ärzte und Medizin zukommen zu lassen. Ihm sei Ehre und Ruhm, daß Gebete und Opfer Deutschland Nutzen brachten und uns von vielen Gefahren befreiten.*

73 Beispiele beim Reichstag 1566: Canisius in seinem Bericht vom 14. Februar 1566 an den Ordensgeneral Franz Borgia: *Et per questo molto desidero et priego con ogni instantia, che durante questa Dieta, siamo costi aggiutati per le sacrificii et oratione speciali della Compagnia ut Deus iram suam a Germanis auertat eosque conuertat in uiam pacis* (PCE V, 187–191 [Nr. 1285], hier 190. Ähnlich: PCE V, 224–227 [Nr. 1309], hier 226).

reichen.⁷⁴ Canisius hatte sich diese kompromißlos zu eigen gemacht. Man mag in dem in sich selbst gesetzten Mißtrauen des Heiligen einen Ausdruck von Gehorsam, auch der Bescheidenheit sehen, dennoch bleibt zu fragen, ob dies hinreicht, die abgrundtiefe Selbsterniedrigung, das sich einer Aufgabe nicht gewachsen Fühlen zu erklären, was vor allem seine theologische Kompetenz wie auch sein politisches Auftreten und Handeln betraf. Wenn er sich dennoch in Gehorsam den ihm trotz seiner Einwände zugeteilten politischen und kirchenpolitischen Aufgaben stellte, dann schickte er sich darin in der Hoffnung auf den Beistand Gottes.

Als Canisius in einem Brief vom 17. Januar 1556 dem Augsburger Kardinal Otto Truchseß von Waldburg, damals in Rom, den desolaten Zustand der Kirche in Deutschland, Österreich und Bayern darlegte, tat er dies als einer, der am wenigsten dafür in Frage komme, als der Ungelehrteste unter Ungelehrten, *inter obscuros obscurissimus, inter (in)doctos indoctissimus*, dennoch wage er es, ihn als den höchsten Patron Deutschlands in Rom anzusprechen.⁷⁵

Wenn sich Canisius als Berater bei Reichstagen zur Verfügung stellte, dann am allerwenigsten im Vertrauen auf eigene Tüchtigkeit, sondern im Gehorsam und in der Hoffnung auf Gottes Hilfe. Als er z. B. im Sommer 1556 zum Berater des Kardinals Otto Truchseß bestellt werden sollte, erklärte er sich in seinem Antwortbrief an Ignatius vom 17. Juni 1556 unter Berufung auf den Gehorsam dazu bereit, obwohl er um die Schwere dieser Aufgabe wisse, die er bei den Reichstagen 1545 in Worms und 1550 in Augsburg kennen gelernt habe.⁷⁶ Daß Canisius vor dem ihm durch Ignatius am 7. Juli 1556 übertragenen Amt des Provinzials – er war der erste der neu gegründeten Oberdeutschen Provinz – zurückschreckte,⁷⁷ war zu erwarten. Und als er diese Berufung abwenden wollte, teilte ihm Polanco im Namen des Ignatius mit, daß dieser ihm befohlen habe, im Vertrauen auf die Güte Gottes das Joch auf sich zu nehmen.⁷⁸

Trotz seiner grundsätzlichen Bescheidenheit, seinem Wissen um die Größe der fachtheologischen Herausforderung und die Schwierigkeit dieses politischen Geschäftes und entgegen seiner persönlichen, eher dem Innerlichen zugewandten Veranlagung und Neigung, auf Grund derer er eher vor derartigen Aufgaben zurückschreckte, scheint sich in ihm eine Entwicklung abzuzeichnen. So

74 Ignatius von Loyola, Briefe und Unterweisungen, 293–301 (Nr. 872a), hier 295.

75 PCE I, 594–598 (Nr. 192), hier 595.

76 PCE I, 637–642 (Nr. 208), hier 638.

77 PCE I, 645 f. (Nr. 210); I, 649 (Nr. 213).

78 PCE I, 649 (Nr. 213).

berichtete er über seine erfolgreiche Mission zu Kaiser Karl V. im Kölner Auftrag wegen Hermann von Wieds am 24. Januar 1547 aus Geislingen an den Kölner Domherren Johannes Gropper im Hochgefühl des Triumphes: *Die stolzen Frankfurter und die Aufrührer von Ulm sind jetzt froh, hilfefelegend zu den Füßen des Kaisers kriechen zu dürfen. Der mächtige Herzog (Ulrich) von Württemberg ergibt sich zu gern, und das übermütige Augsburg bezahlt seinen törichten Traum von evangelischer Freiheit mit schwerer Knechtschaft. Deutschlands starke und berühmte Städte haben jetzt nur das eine Bestreben, bei dem wieder in Gunst zu stehen, den sie als Tyrannen schmähten und durch ihren halsstarrigen Widerstand und ihre treulosen Bündnisse zu vernichten suchten.*⁷⁹

Es mochte Canisius auch geschmeichelt haben, daß er von König Ferdinand I. als Theologe angefordert worden war, auch wenn er sich vom Religionsgespräch selbst nichts versprach, wie er an Lainez am 7. November 1556 schrieb.⁸⁰ Auch angesichts seiner Anforderung durch Kardinal Otto Truchseß von Waldburg konnte er schon am 13. September 1556 an Lainez vom Mangel an Theologen bei diesem Colloquium berichten, was seine Unentbehrlichkeit unterstrich.⁸¹ Als der Reichstag in Regensburg im Januar 1557 in eine aktivere Phase eintrat und Ferdinand I. ihn zum *ersten Theologen* unter seinen theologischen Beratern berief,⁸² dem er weitere Theologen zuordnen wolle, dies waren Julius Pflug, Michael Helding und Johannes Agricola, stieg in ihm die Sorge, ja die Angst, den Erwartungen nicht genügen zu können, so schrieb er an seinen Generalvikar Lainez: *Da ich nur zu gut meine geringe Fähigkeit, meine Schwachheit und Unerfahrenheit kenne, so würde ich mich lieber von hier entfernen und in Indien betteln gehen als mich mit so vielen Widerwärtigkeiten abgeben, in denen das ewige Heil auf dem Spiel steht und die Rechte des Apostolischen Stuhls verletzt werden können.*⁸³ Dann aber schlägt der Text jäh um, wechselt aus dem Italienischen in die Sprache der Kirche, die Vulgata, über, stellt sich in den großen Strom der Psalmen: *Sed loquetur in me Dominus Deus per servum et superiorem meum. Audiam* (Ps. 85 [84],9) *illud et non trepidat cor meum, etiamsi consistant adversum me castra* (Ps. 27 [26],3), *quoniam in obedientia spes et fortitudo mea* (Ps.118 [117],14), *nec eligam in domo Dei* (Ps. 84 [83],11) *esse aliud quam jumentum* (Ps. 73 [72]) *apud te omnibus diebus vitae*

79 Brodrick, Canisius, I, 117–119.

80 PCE II, 25–32 (Nr. 226), hier 226.

81 PCE II, 22–25 (Nr. 225), hier 23 f.

82 PCE II, 49–51 (Nr. 230).

83 Schneider, Briefe, 152 (Nr. 36). – PCE II, 49–53 (Nr. 230), hier 51 f.

meae (Ps. 23 [22],6).⁸⁴ Dann fällt Canisius wieder in das Italienische der Alltagssprache zurück, kehrt zurück zu den konkreten Verhältnissen des Tages. Wenn Gott ihn in seinem Handeln und Reden trägt, fällt all sein persönliches Verzagen ab.

Dennoch scheint es Stimmungsschwankungen in Canisius gegeben zu haben. Wie gelassen mutet der wenig später datierte Brief vom 11. Februar 1557 an Lainez an. Gewiß: Gerne hätte er es gesehen, an seiner Stelle einen in Lehre und Sprache Erfahrenen an seiner Stelle zu sehen, doch von einem Anfall von Verzweiflung ist hier nichts zu spüren. Und im gleichen Brief an Lainez berichtete Canisius auch davon, daß Kardinal Otto Truchseß von Waldburg glaube, daß er – Canisius – viel zur Verteidigung des Heiligen Stuhls beitragen könne, auch um weniger sichere und verdächtige Theologen auszuschließen (*desiderando loro escludere altri manco sicuri et suspecti Theologi: come anchora qui si ritrovano*).⁸⁵

Aber immer wieder schlägt in seinen Briefen auch das Gefühl absoluten Ungenügens durch, das geradezu in ein Betteln um Bestrafung münden konnte. Erschütternd sein Brief an den Ordensgeneral Franz Borgia vom 7. Mai 1569 über seine – objektiv großartige Aufbauleistung – als erster Provinzial der Oberdeutschen Provinz: *Ich danke sehr der Güte Gottes und Euer Hochwürden, daß ich endlich von dieser Last, die ich ungefähr vierzehn Jahr lang zu tragen hatte, befreit wurde, und daß man mir einen Nachfolger (den wenig später hart mit ihm verfahrenen Paulus Hoffaeus) gab. Ich weiß von ihm, daß er besser, klüger und geeigneter ist, diese schwierige Provinz zu verwalten, wie es notwendig ist. Um eines muß ich aber noch Euer Hochwürden bitten: Legen Sie mir eine nicht zu leichte Buße auf für die vielen Fehler und Nachlässigkeiten in meinem Amt während so langer Jahre.*⁸⁶

Zur Erklärung dieses immer wieder in seinen Briefen zutage tretenden abgrundtiefen Gefühls der eigenen Unzulänglichkeit genügt der Hinweis auf seine große, ja übergroße Bescheidenheit⁸⁷ nicht, zu drängend spricht aus diesen Texten existenzielle Betroffenheit, auch trägt angesichts dieser Texte nicht mehr die Unterscheidung in sachlich-zurückhaltende Hauptbriefe und per-

84 *Sondern Gott der Herr wird in mir durch seinen Diener und den, der höher ist als ich, sprechen: „Hören will ich, und mein Herz zagt nicht, auch wenn gegen mich ein Kriegsbeer stehen mag, weil Hoffnung und Stärke im Gehorsam liegen, und ich möchte im Hause Gottes alle Tage anderes sein als das Vieh.“*

85 PCE II, 62–70 (Nr. 234), hier 64.

86 Schneider, Briefe, 164–166 (Nr. 42a), hier 165.

87 Ebenda.

sönlicher gehaltene Beibriefe, man wird hier den Tiefen und Untiefen seiner individuellen Veranlagung, seiner Persönlichkeitsstruktur nachzufragen haben. Gerade die Briefe und Berichte des Canisius muten nicht selten wie unterschiedlich gestimmte Saiten einer Laute an, in die der angefochtene Heilige je nach Stimmungslage gelassen oder aus Verzweiflung greift, man muß in diese Klänge gleichsam hineinhören, um sie als Spiegelbilder seelischer Zustände bzw. einer gelegentlich bis zur Depression führenden Veranlagung zu erfahren, die in Gehorsam und Gottvertrauen ertragen werden. Man darf vielleicht einen Schlüssel für seinen durch seine Erfolge nicht annähernd gerechtfertigten Insuffizienzkomplex sehen dürfen, daß er seinem berühmten „Christushymnus“ das seiner persönlichen Seelenlage so entsprechende Zitat anfügte: *Vidi indicem libri foli 114: Spernere mundum, spernere nullum, spernere sese. Spernere se sperni, tibi quatuor hec bona sunt. Hostiensis.: Die Welt verachten, niemand verachten, sich verachten, verachten, verachtet zu werden. Diese vier Güter wirst Du haben.*⁸⁸

Am Beispiel der Reichstage

Die erste große politische Herausforderung des Petrus Canisius war sein Engagement im Ringen der Stadt Köln um den Verbleib in der katholischen Kirche. Erzbischof Hermann von Wied hatte sich schrittweise der Reformation geöffnet. Am 16. April 1546 wurde er exkommuniziert und zur Resignation gezwungen.⁸⁹ Ein Festhalten des exkommunizierten Erzbischofs an der Reformation hätte angesichts seiner Kurfürstenwürde nicht nur für die Kirche im Reich erhebliche Konsequenzen gebracht, sondern vor allem auch für die Stadt und das Bistum.

Es ist auffallend, wie früh Canisius, wiewohl erst 24 Jahre alt und ohne Amt und Funktion im öffentlichen Leben, in das Ringen um das Erzbistum einbezogen wurde.⁹⁰ Er war zwar noch jung, mußte aber durch Intelligenz, Ernsthaftigkeit, nicht zuletzt gewandtes Auftreten – hierin mag seine Herkunft aus dem Hause Kanis in Nimwegen Frucht getragen haben – ein hohes Maß an Glaubwürdigkeit aufgewiesen haben. Noch im August entsandten ihn Klerus und

⁸⁸ Brodrick, Canisius, II, 588 f.

⁸⁹ Neue Deutsche Biographie, VIII, 636 f. – Begheyn, Eckpfeiler, 270 f. – Brodrick, Canisius, I, 62–121.

⁹⁰ PCE I, 98–101 (Nr. 10).

Universität von Köln als Legaten zu Kaiser Karl V. und dessen Beichtiger um Hilfe gegen den Erzbischof, der nichts unterlasse, was zur Auslöschung der Religion diene. Aus seinem Bericht über den Erfolg der Mission sprechen Triumph und Zuversicht.⁹¹ Im Rückblick des Testaments von 1596 schrieb der alt und weise gewordene Canisius das Verdienst am Gelingen seiner Mission dem Kardinal Otto Truchseß von Waldburg zu, der ihm den Zugang zum Kaiser eröffnet habe.⁹² Hier ist aller Triumph abgefallen, der sachliche Bericht ist geblieben.

Der Erfolg seiner Mission ist unumstritten: Er hatte den Kaiser zum Vollzug der Absetzung des Kirchenfürsten bewegt. Der Erfolg hatte ihm aber auch deutlich gemacht, wie wenig man bei der Rettung des Katholizismus in Deutschland ohne die starke Hand von Fürsten vermag. Ignatius wird dies wenige Jahre später seinen nach Deutschland entsandten Jesuiten ins Buch schreiben: *Sie sollen sich bemühen, die Häupter von Gegnern, wenn es welche gibt, und diejenigen, die unter den Häretikern oder Verdächtigen größere Bedeutung haben und nicht völlig verstockt erscheinen, zu Freunden zu machen und sie mit Geschick und Liebeserweis vom Irrtum zurückzuziehen.*⁹³

Man zählt in den Büchern über Petrus Canisius nicht ohne einen gewissen Stolz seine Teilnahme an den Reichstagen von 1545, 1556, 1557, 1557/58, 1566 und 1576 auf.⁹⁴ Sein Einwirken auf die Reichstage wie auf das Konzil von Trient war aber keineswegs mit seinem Auftreten bei diesen Anlässen gleichzusetzen, sondern griff tiefer und war umfassender. Es lag zu einem erheblichen Teil in dem beständigen Kontakt des Heiligen mit maßgebenden Fürsten, allen voran König bzw. Kaiser Ferdinand I., Otto Truchseß von Waldburg, den bayerischen Herzögen und ihren Kanzlern und Sekretären. Hierbei ging es um den Aufbau einer Grundhaltung, um die den Reformatoren gegenüber zu verfolgende Linie, um Konsequenz und Nachdruck. Da Petrus Canisius zwar als Einzelperson mit hoher Glaubwürdigkeit auftrat, sich aber stets als Vertreter seines Ordens verstand, der keinen Schritt tat, ohne diesen mit der Ordensleitung in Rom abzusprechen, mochte der Eindruck entstehen, daß es im Einzelfall gar nicht mehr auf seine persönliche Präsenz, sondern auf die Anweisungen des Generals oder Generalvikars ankam, die letztlich jeder seiner Mitbrüder hätte vertreten können. Dennoch scheint seiner Person etwas Unverwechsel-

91 PCE I, 234–238 (Nr. 46), besonders 236; I, 238–241 (Nr. 47).

92 PCE I, 46.

93 Ignatius von Loyola, Briefe und Unterweisungen, 293–301, hier 298.

94 Metzler Johannes, Der heilige Kirchenlehrer Petrus Canisius, Düsseldorf 1931, 51. – Seifert, Briefe, 42. – Begheyn, Eckpfeiler, 271, 280.

bares angehaftet zu haben, so daß Ferdinand I. wie Kardinal Otto Truchseß von Waldburg Wert darauf legten, ihn, nicht einen anderen, den der Orden abordnete, soweit möglich, stets bei der Hand zu haben.

Eine der wichtigsten Entscheidungen im Vorfeld des am 5. Februar 1555 eröffneten Reichstags war, daß König Ferdinand seinen Sohn Maximilian, dessen Katholizität in Zweifel gezogen war, vom Reichstag fernhielt. Es ist wohl unbestritten, daß die Jesuiten in Maximilian eine große Gefahr sahen, Maximilian hinwiederum in den Jesuiten seine Gegner erblickte, die er nicht einmal sehen noch sprechen wollte.⁹⁵ In Petrus Canisius mochte Maximilian wohl nicht zu Unrecht den Motor und die Personifikation dieser jesuitischen Gegnerschaft und den Warner vor seiner Teilnahme am Reichstag gesehen haben.

Am 9. März 1552 war Canisius in Wien angekommen⁹⁶, 1553 wurde er ordentlicher Prediger des Königs.⁹⁷ Es kam zur Absicht, ihn zum Bischof von Wien zu bestimmen. König Ferdinand versuchte ihm die Wege zu ebnen.⁹⁸ Der Kompromiß war, daß Canisius am 3. November 1554 für ein Jahr Administrator des Bistums wurde.⁹⁹ Staphylus berichtete im Februar 1555 an Hosius, daß der König die Jesuiten wie Brüder liebe, besonders Petrus Canisius.¹⁰⁰ Wie wichtig Canisius für Ferdinand wurde, erhellt aus dessen Auftrag an ihn, Vorschläge zu unterbreiten, wie die katholische Religion in Österreich zu erhalten sei.¹⁰¹

Am 5. Februar 1555 wurde endlich der Reichstag in Augsburg eröffnet. Ferdinand I. konnte sich über die Linie, die Petrus Canisius verfolgte, nicht im Unklaren sein. Ein Ziel war für den König unverzichtbar: der Friede im Reich. Canisius tat sich in seinem Urteil über den Religionsfrieden leichter als Ferdinand, der schon des „Geistlichen Vorbehalts“¹⁰² froh sein mußte und auf den Frieden angewiesen war.¹⁰³ Er konnte angesichts des Reichstags in einem Brief an Kardinal Otto Truchseß über die Fürsten klagen, die zwar katholisch sein und bleiben

95 Holzmann R., Kaiser Maximilian II. bis zu seiner Thronbesteigung 1527–1564, Berlin 1903, 236. – Vgl. auch PCE I, 519–528 (Nr. 169), hier 524. – Zu Maximilian II.: Rudersdorf M., Maximilian II. 1564–1576, in: Schindling – Ziegler, Handbuch der bayerischen Geschichte II, 79–97.

96 Brodrick, Canisius, I, 251.

97 Brodrick, Canisius, I, S. 269.

98 Brodrick, Canisius, I, 277.

99 Brodrick, Canisius, I, 277–279.

100 Brodrick, Canisius I, 280f.

101 PCE I, 494 (Nr. 158).

102 Rabe, Deutsche Geschichte, 450.

103 Rabe, Deutsche Geschichte, 455–458.

wollten, aber angesichts der Erfolge der Feinde schwach seien, sowie über die Verschlafenheit der Prälaten und nicht zuletzt über den unglücklichen Ausgang des Reichstags (wie auch über den langsamen Fortschritt des Konzils).¹⁰⁴

Ein entscheidendes Fundament hatte der Beschluß eines „gemeinen Friedens in der Religion“ am 11. März 1555 gelegt.¹⁰⁵ Dieser Religionsfriede beschränkte sich auf die Stände der „Confessio Augustana“.¹⁰⁶ Canisius hatte zweifellos dessen Tragweite erkannt. König Ferdinand aber hatte mehr erhofft: ein Religionsgespräch mit dem Ziel des Ausgleichs.¹⁰⁷ Ein derartiger kirchlich-theologischer Ausgleich war aber in dieser Phase der Festigung durch das Konzil nicht mehr erreichbar, schon gar nicht auf diesem Reichstag. So wurde der Ausgleich in der Religionsfrage im Sinne der „Hinlegung der schädlichen Spaltung und Trennung in unserer heiligen christlichen Religion und Glaubenssache“ auf den Reichstag im März 1556 vertagt.¹⁰⁸ Canisius war angesichts des Verlaufs des Reichstags – er hatte die Verhandlungen über den Religionsfrieden in Augsburg miterlebt¹⁰⁹ – in Sorge, es möchte aus diesem mehr Schaden als Nutzen erwachsen, so schrieb er jedenfalls am 3. August 1555 an Ignatius.¹¹⁰ Wie wichtig für diese Aufgabe die Beteiligung des Petrus Canisius schon an der Vorbereitung gesehen wurde, zeigt der Auftrag, den Ignatius im Oktober/Dezember 1555 Canisius erteilte, sich mit Kardinal Alexander Farnese als päpstlichem Legaten zusammen zu tun und diesem seine Hilfe anzubieten.¹¹¹

An dem am 13. Juli 1556 eröffneten Reichstag nahm Kardinal Farnese dann freilich nicht teil.¹¹² Von Seiten der Jesuiten war man bedacht, dieses Mal für diesen Reichstag mit dem Ehrgeiz eines Ausgleichs im Glaubensstreit besser vorbereitet zu sein. Den Ausgang hätte dieses Religionsgespräch vom Religionsfrieden nehmen müssen. Gerade diesen aber beurteilte Canisius negativ. In einem Brief vom 17. Januar 1556 an Otto Truchseß von Waldburg hatte Canisius nach einer dramatischen Schilderung der Situation in Österreich und Bayern von den *exitus infelices comitorum* (den unglücklichen Ergebnissen der Reichstage) gesprochen.¹¹³ Der einzige Weg mit Aussicht auf Erfolg, die weit-

104 PCE I, 594–597 (Nr. 192), hier 595 f.; I, 375.

105 Rabe, Deutsche Geschichte, 448.

106 Rabe, Deutsche Geschichte, 449 f.

107 Rabe, Deutsche Geschichte, 447.

108 Rabe, Deutsche Geschichte, 451 f.

109 Brodrick, Canisius I, 374.

110 PCE I, 552–554 (Nr. 175), hier S. 553 f.

111 PCE I, 567 (Nr. 180).

112 Ebenda.

113 PCE I, 594–597 (Nr. 192), hier 596.

gehende Anerkennung der „Confessio Augustana“, war für Canisius undenkbar, und der Religionsfriede von 1555 mit Anerkennung der Protestanten in seinen Augen verhängnisvoll. König Ferdinand I. war sich bewußt, daß der von ihm gewünschte Ausgleich, den der Passauer Religionsfriede von 1552 für den Reichstag vorgesehen hatte, aber der Reichstag von 1555 nicht zuwege bringen konnte¹¹⁴, nicht ohne theologische Fachkompetenz herbeigeführt werden dürfe. Er forderte deshalb eine schriftliche Widerlegung bei den Jesuiten an.¹¹⁵ König Ferdinand war zu guter Vorbereitung bereit und drängte darauf, daß Canisius möglichst schnell wegen des Regensburger Reichstags nach Wien komme.¹¹⁶ In seinem Bericht vom 2. November 1556 an seinen Generalvikar Jakob Lainez machte Canisius keinen Hehl daraus, daß er zwar der Meinung sei, sich dem Kaiser nicht widersetzen zu sollen, daß er aber vor dem Religionsgespräch mit den *höchsten* Gegnern angesichts der Tatsache, daß bisher alle Beratungen, die die Fürsten veranstalteten, unglücklich geendet hätten¹¹⁷, zurückschrecke. Wenn er auf Befehl da sein werde, so – wenn er schon nicht auf-erbaue – wenigstens deshalb, damit andere weniger zerstören, auch um der kollabierenden Kirche zu Hilfe zu kommen.¹¹⁸ Von Rom zurückgekehrt, ging Canisius in seinem Bericht vom 1. Dezember 1556 an Lainez wieder auf den begonnenen Reichstag ein.¹¹⁹ Er berichtete dabei über die verbreitete Sorge, daß die auf seiten der Katholiken und Protestanten ausgewählten Theologen ein neues Interim fabrizierten. Viele weise Männer würden Schlimmstes vom Ausgang des Reichstags befürchten. Der Herr Jesus möge den Betrüben beistehen, er, Canisius, nehme nicht als Arzt, sondern als Beobachter und Zeuge dieses allgemeinen Unglücks teil.¹²⁰

Vom Beginn des Jahres 1557 liegt dann wieder ein Bericht über den Reichstag aus der Feder des Canisius vor.¹²¹ Canisius schickte Lainez ein von ihm über den Verlauf des Reichstags verfaßtes Libell zu, das anscheinend verloren ist.¹²² Ein weiterer Bericht wiederum an Lainez vom Januar 1557¹²³ ist ein

114 PCE ebenda, 594 Anm. 1.

115 PCE I, 593 f. (Nr. 191).

116 PCE I, 598 f. (Nr. 194).

117 PCE II, 26.

118 Ebenda.

119 PCE II, 33–37 (Nr. 228).

120 Ebenda, 34.

121 PCE II, 37–49 (Nr. 229).

122 Ebenda, 40 Anm. 6.

123 PCE II, 49–53 (Nr. 230).

Zeugnis dafür, wie ernst Canisius seine Beraterfunktion beim Kaiser nahm. Als dessen *erster Theologe* fühle er sich völlig unzulänglich, deshalb bitte er Lainez um Entsendung eines weiteren Theologen aus dem Orden.

Noch im Januar 1557 zeichnete sich ab, daß dieser Regensburger Reichstag das vom König so sehr gewünschte Religionsgespräch nicht erbringen konnte, sondern einen neuen Termin erforderlich machte. Ferdinand I. berief ein Gremium von zwei Bischöfen und fünf Theologen zu seiner eigenen Unterrichtung, um einen Ausgleich ohne Praejudiz für den Heiligen Stuhl zu ermöglichen. Für den Beraterkreis waren die Bischöfe Michael Holding von Merseburg und Urbanus Austriacus von Gurk vorgesehen, an Theologen Georg Wicelius, Friedrich Staphylus, Doctor Simon Scheibenhart aus Augsburg und der Dominikaner Johannes Gressenicus bzw. Gressing aus Wien¹²⁴, unstreitig ein hochkarätiges Gremium, das Bischöfe und Theologen zusammenführen sollte, in dem aber nicht einer der Bischöfe, sondern Canisius die erste Stelle einnehmen sollte (*fra li quali mi danno il primi luoco*).¹²⁵ Canisius zeigte sich zu einem geraden und eindeutigen Kurs entschlossen. Kardinal Otto Truchseß von Waldburg mahnte ihn, in Gehorsam zum Kaiser zu stehen und doch den Protestanten gegenüber nachsichtigen deutschen Theologen zu widerstehen.¹²⁶

Einen weiteren Zwischenbericht über die Vorbereitungen sandte Canisius am 11. Februar 1557 an Lainez. Nun sollten die katholische Seite vertreten: Julius Pflug, Michael Holding, der erstere Bischof von Naumburg, der letztere von Merseburg, Johannes Gropper und Canisius.¹²⁷ Die drei ersteren waren in Religionsgesprächen erfahren und eher einer Vermittlung zugeneigt. Pflug wurde schließlich Präsident des Wormser Gesprächs. Der Zuspruch des Kardinals Otto Truchseß ließ Canisius – diesmal erstaunlich gelassen – auf die Entscheidung seines Generalvikars warten, wiewohl er nicht nur seine Ungeeignetheit, sondern auch seine Abneigung gegenüber einer derartigen Aufgabe betonte (*io tengo grande auersione di queste cose*).¹²⁸ Doch läßt gerade dieser Bericht aufhorchen: Der Kardinal erwartete von ihm die Verteidigung des Heiligen Stuhls, er hoffte, durch ihn die Berufung anderer, weniger sicherer Theologen zu verhindern.

Noch vor dem Schluß des Reichstags am 16. März 1557 wurden die Teilneh-

124 PCE II, 54 (Nr. 231).

125 PCE II, 54–62 (Nr. 232), hier 55.

126 Ebenda.

127 PCE II, 62–70 (Nr. 234), hier 63.

128 Ebenda, 64.

mer am Wormser Religionsgespräch bestimmt. Dies waren katholischerseits die Bischöfe Julius Pflug und Michael Helding, D. Johannes Delphius, Johannes Gropper, Martin Balduin Rithovius und Canisius. Ihnen wurden 6 weitere Theologen beigeordnet, unter ihnen der Jesuit Nikolaus Goudanus, Wicelius und Staphylus.¹²⁹ Wieder war es Kardinal Otto Truchseß, der auf Canisius bestand, und wieder hoffte Canisius, daß ihn die Gnade Gottes davor bewahre.¹³⁰ Am 2. April 1557 berichtete dann Canisius über seine und des P. Goudanus Einladung bzw. Aufforderung zur Teilnahme am Wormser Religionsgespräch.¹³¹ Es bestehe Gefahr, so schrieb er, daß keine Lösung mehr für eine Vereinigung und Beilegung der Zwietracht gefunden werden könne, weder durch das seit vielen Jahren vergeblich erwartete bzw. nicht fortgeführte Konzil noch durch eine nationale Synode, die eher neue Verwirrungen schaffen als alte beilegen könnte, noch durch Beratungen der Fürsten, weil die Sache der Religion umfassend sei und von Laien nur mit Gefahr behandelt werde. Vorsitzende des Colloquiums seien der Kaiser und vier Fürsten (zwei Erzbischöfe und zwei Fürsten der Gegenseite): Auf jeder Seite gebe es 6 Collocutoren (unter ihnen Canisius) und 6 beigeordnete Theologen. Im August solle das Colloquium beginnen.

Wir kennen einigermaßen den Verlauf dieses letzten großen Religionsgesprächs nicht zuletzt aus den Berichten des Petrus Canisius: die Übernahme des Vorsitzes durch Bischof Pflug, die Besetzung von zwei Theologensitzen, nun sollte Gropper für Pflug nachrücken, die protestantischen Theologen waren Philipp Melancthon, Johannes Brenz, Erhard Schnepf, Johann Pistorius und Erasmus Sarcerius.¹³² Die katholischen Theologen schienen nicht viel an Hoffnung auf das Religionsgespräch gesetzt zu haben.¹³³ Die Positionen beider Seiten waren fixiert: bei den Protestanten die „Confessio Augustana“ und die „Apologia“, katholischerseits die Ablehnung der „Confessio Augustana“.¹³⁴ Auch wenn Canisius die Sorglosigkeit der katholischen Seite beklagte, schien er sich doch mit einer entschiedenen Rolle durchgesetzt zu haben. An die Stelle Pflugs und Groppers bei den Collocutoren traten dann Tiletanus und Staphylus.¹³⁵

129 PCE II, 79–82 (Nr. 238), hier 80.

130 Ebenda, 81.

131 PCE II, 82–84 (Nr. 239).

132 PCE II, 125–129 (Nr. 258), hier 127.

133 Ebenda, 128.

134 Ebenda, 127.

135 PCE II, 129–131 (Nr. 259).

Schon bald zerstritten sich die protestantischen Theologen über die „Confessio Augustana“. Als sich der Streit immer mehr zuspitzte, berichtete P. Goudanus im Namen des Canisius an Lainez (wie auch der Vorsitzende Pflug an Ferdinand I.), daß man auf die Antwort Ferdinands warte, ob das Colloquium überhaupt weitergeführt werden solle, und schlug vor, Seine Heiligkeit, der Papst, möge eventuell deshalb an den König bzw. Kaiser (König Ferdinand war seit 1556 Kaiser) schreiben.¹³⁶

Wie sehr auch Canisius entschlossen war, katholischerseits nichts aufzugeben, so erwies er sich als Theologe und taktisch versierter Politiker, als er im Konsens mit der katholischen Seite auf eine inhaltliche Entflechtung und zugleich gemeinsames Fundament in Gestalt erster Prinzipien drang, als die er die Heilige Schrift im Konsens der Väter und der alten Kirche sah.¹³⁷ Die protestantische Seite hingegen ließ nur die prophetische und apostolische Heilige Schrift und die drei Symbola (das nizänische, konstantinopolitanische und athanasianische Glaubensbekenntnis) gelten. Damit war noch vor dem endgültigen Dissens unter den protestantischen Partnern deutlich geworden, daß ein Brückenschlag nicht in Aussicht stand bzw. stehen konnte.

An herausragender Stelle im Ablauf des Wormser Religionsgesprächs stand die Eingabe des Canisius und der anderen Collocutoren und zugeordneten Theologen an den Vorsitzenden Julius Pflug vom 6. Dezember 1557.¹³⁸ Es wird darin ein scharfer Bericht über den bisherigen Verlauf mit einer Analyse der Frontstellungen gegeben. Protestantischerseits seien durch Melanchthon das „Interim“ als *impietatis declaratio* (eine *Deklaration der Gottlosigkeit*), die bisher vorliegenden Beschlüsse des Konzils sowie die Lehren Zwinglis und anderer „Sekten“ abgelehnt worden.

Das abrupte Ende des Religionsgesprächs durch den Auszug der „Flaccianer“ ist bekannt. Es bleibt die Frage, ob das Gespräch glücklicher verlaufen wäre, wäre die Hl. Schrift allein ohne die Interpretation durch die alte Kirche, worin sich das katholische Kirchenverständnis niederschlug, von der katholischen Seite gefordert worden. Auch wird man in Rechnung zu stellen haben, daß man katholischerseits, Canisius inbegriffen, so nachdrücklich auf die Klarlegung gedrängt hatte, ob die protestantische Seite wirklich insgesamt die „Confessio Augustana“ vertreten habe. Dies hatte nicht nur einer inhaltlichen

136 PCE II, 141 (Nr. 264).

137 Ebenda.

138 PCE II, 160–173 (Nr. 269). Zu diesem Bericht tritt ein weiterer des gleichen Tags an Lainez: II, 174–180 (Nr. 271).

Klärung gegolten, sondern auch dem Religionsgespräch von 1555 entsprochen. Daß die Zerrissenheit unter den protestantischen Gesprächspartnern schließlich zum Auszug des Matthias Flacius und der Flaccianer führte, war augenfällige Demonstration vor dem Hintergrund des Religionsfriedens von 1555.¹³⁹ Es bleibt weiterhin die Frage, ob man nicht mit den verbleibenden Vertretern der „Confessio Augustana“ hätte weiter verhandeln sollen. Der tiefste Grund des Scheiterns des Religionsgesprächs aber lag in der bereits an dessen Beginn erfolgten inhaltlichen Fixierung der *prima principia* auf beiden Seiten.

Canisius hatte zweifelsohne entscheidenden Anteil an der konsequenten Linie. Was für den Kaiser bleibendes Anliegen und zeitlebens eine immer aussichtsloser werdende Hoffnung war: ein Religionsausgleich ohne Aufgabe des katholischen Selbstverständnisses, hatte sich nun endgültig zerschlagen. Diesen Ausgang des Wormser Religionsgesprächs aber sahen die katholischen Partner, ganz entschieden Canisius, mit Freude: So schrieb Canisius: *Es ziehmt sich, freudig Christus Dank zu sagen, weil die Schlinge zerrissen ist (Ps. 124 [123], 7) und wir nicht nur ohne Schaden der katholischen Religion, sondern auch mit der Frucht der offenkundig gemachten Teilung, ja Verwirrung, die auf der Gegenseite geschah, weg gehen werden.*¹⁴⁰ Angesichts der üblichen schnellen, ja vorschnellen Schuldzuweisung für das Scheitern an die zerstrittenen Protestanten wird man auch die mangelnde Bereitschaft der katholischen Seite, die sich *ex ingressu negotii* inhaltlich auf die *prima principia*, die unaufgebbaren Grundsätze, vor Beginn der Sachdiskussion und dem Auszug der Flaccianer festgelegt hatten, in Rechnung zu stellen haben.

Canisius sah im Abbruch des Religionsgesprächs eine Befreiung *von diesen jammervollen Menschen, die wir mit vielen Namen wegen ihrer Verblendung, Härte, Bosheit, Verschlagenheit, Sophisterei, Hartnäckigkeit, Schwülstigkeit und Ruchlosigkeit beklagen können (quos deplorare possumus multis nominibus ob cecitatem, duritiem, malignitatem, uersutiam, impudentiam, sophisticen, pertinaciam, tumiditatem, impietatem)*¹⁴¹. Mit diesen gebe es keine Versöhnung, weil diese keineswegs als Besiegte gesehen werden möchten. Er sah sogar im Scheitern des Religionsgesprächs einen fünffachen Gewinn¹⁴², u. a. die auf katholischer Seite auffallend zutage getretene Einheit und Beständigkeit, was den Sinn und die Übereinstimmung aller in der Rettung der Sache Christi und

139 Vgl. Rabe, Deutsche Geschichte, 530f.

140 PCE II, 174–180 (Nr. 271), hier 175.

141 Ebenda, 175.

142 Ebenda, 176f.

der Kirche betraf, Gott habe hingegen in die Gegner den Geist der Verwirrung geschickt, eine Bestärkung und Festigung der Kirche. Canisius wertete diesen Ausgang des Wormser Religionsgesprächs letztlich als ein Glück für die Kirche, auch als eine Hoffnung, daß die Fürsten künftig von jedem derartigen Gespräch zurückschrecken und sich zum einzigen Mittel der Wiederherstellung der Religion in Deutschland entschließen: dem oekumenischen Konzil.¹⁴³ Dafür setzte sich Canisius dann auch beim Reichstag von 1566 mit Nachdruck und Erfolg ein¹⁴⁴, auch wenn mit diesem Reichstag die Anerkennung des kurpfälzischen Calvinismus verbunden war. Beim Reichstag von 1576 war das Erstarken der Gegenreformation dann unübersehbar.¹⁴⁵

Die weitere Entwicklung gab der Einschätzung des Canisius Recht. Mit dem Wormser Colloquium endeten die Religionsgespräche, endete die Aussicht auf einen alle Parteien verbindenden Religionsfrieden. Die katholische Seite sah in diesem Ausgang einen Sieg in der Rettung der katholischen Kirche und der Bewahrung ihres Erbes und in der Zerrissenheit der protestantischen Partner nicht nur einen Vorwand zum Abbruch, sondern den Beweis, daß Gott nicht mit ihnen war.

143 Ebenda, 177.

144 Vgl. hierzu Rabe, *Deutsche Geschichte*, 533–536.

145 Rabe, *Deutsche Geschichte*, 536–538.